

Arbeitsgemeinschaft Theorie in der Archäologie



Rundbrief 1–2/3/2004

Rundbrief der Arbeitsgemeinschaft Theorie in der Archäologie

Jahrgang 3, Heft 1–2, 2004

Zitierung gemäß der RGK-Richtlinien (Ber. RGK 71, 1990, 973 ff.):

Rundbrief Arbeitsgemeinschaft Theorie Arch.

ISSN 1619-1005 (E-mail)

ISSN 1619-2761 (Print)

Frontbild: Andreas Northe nach einer Idee von Sabine Reinhold unter Verwendung einer nordossetischen Psalie (Ja. V. Domanskij, Drevnjaja chudoshestvennaja bronza Kavkaza s sobranii Gosudarstvennogo Ermitasha [Moskva 1984] 182 ff. Inv. Nr. 1731/11-12).

Impressum

Sprecherrat

Stefan Burmeister + Nils Müller-Scheeßel (Hamburg, Frankfurt – Sprecher), Alexander Gramsch (Leipzig), Wiebke Rohrer (Marburg), Andreas Northe (Halle), Sabine Reinhold (Moskau), Marco Weiß (Leipzig)

Redaktion Rundbrief

Layout

Postanschrift

Alexander Gramsch, Wiebke Rohrer

Nils Müller-Scheeßel

Nils Müller-Scheeßel, Theorie-AG (Sprecher), De-Bary-Str. 13, 60320 Frankfurt/Main

Bankverbindung

ARGE Theorie, Kto. 6 593 896 01, Dresdner Bank Berlin, BLZ 100 800 00; Jahresbeitrag: EUR 6,- (E-mail)/10,- (print)

Inhalt

Editorial	4
Subskriptionsangebot	5
Sektion der Arbeitsgemeinschaft „Theorie in der Archäologie“ auf dem Deutschen Archäologen-Kongress vom 04. bis 08. April 2005 in Frankfurt/Oder	6
Neue Literatur	7
Die Legitimierung des Status quo: Ein Beitrag zur gesellschaftlichen und politischen Relevanz prähistorischen Forschens von <i>Ulf F. Ickerodt</i>	10
Autogamie als Mittel der Erkenntnis? Migrationsarchäologie und die Frage, wie die Prähistorische Archäologie zu ihren Deutungen kommt von <i>Stefan Burmeister</i>	24
Innovationsfeindlichkeit und „Image of limited good“: Zum Topos des Konservatismus archaischer Gesellschaften von <i>Nils Müller-Scheeßel</i>	35
Auch das noch	38

Liebe TAGler,

Januar 2005

es scheint, als ob der Rundbrief der Theorie-AG „erwachsen“ geworden sei; zumindest erscheint hiermit wie bei etablierten Zeitschriften die erste „Doppelnummer“, um den etwas aus dem Takt geratenen Erscheinungsrhythmus zu korrigieren.

Das Vortragsprogramm für die nächste Sektion der Theorie-AG während des Deutschen Archäologen-Kongresses in Frankfurt/Oder steht jetzt fest und ist in diesem Rundbrief zu finden. Die Theorie-AG tagt am **5. April** ganztägig.

Wir wünschen ihr einen ebenso guten Besuch und anregende Diskussionen wie bei der letzten während der Tagung des Nordwestdeutschen Altertumsverbandes im Oktober 2004 in Hannover abgehaltenen Sektion der Theorie-AG zu „**Grundfragen der Urgeschichtsforschung – 76 Jahre nach Jacob-Friesen**“. Die dort gehaltenen Vorträge werden in weitgehend unveränderter Form in einem der nächsten Ausga-

ben des **Archäologischen Nachrichtenblatts** zu lesen sein.

Ebenfalls noch in diesem Jahr erscheint der Band „**Soziale Gruppen – kulturelle Grenzen. Die Interpretation sozialer Identitäten in der Prähistorischen Archäologie**“ mit Vorträgen einer Sektion der Theorie-AG von 2002. Mitglieder der Theorie-AG haben die Möglichkeit, dieses Buch zu einem günstigen Preis zu subscribieren (siehe gegenüberliegende Seite).

Ansonsten enthält der Rundbrief neben der gewohnten **Neuen Literatur** zwei längere und einen kürzeren Artikel. Ein weiterer bahnbrechender Beitrag ist versehentlich in die Rubrik **Auch das noch** gerutscht. Wir bitten den Autor deshalb um Entschuldigung.

Leserbeiträge und Kommentare zu den Artikeln sind wie immer willkommen. Der Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe ist der **1. Mai 2005**.

Der Sprecherrat

Subskriptionsangebot

Voraussichtlich am 1.10.2005 wird der von St. Burmeister und N. Müller-Scheeßel herausgegebene Band **„Soziale Gruppen – kulturelle Grenzen. Die Interpretation sozialer Identitäten in der Prähistorischen Archäologie“** innerhalb der Reihe „Tübinger Archäologische Taschenbücher“ im Waxmann-Verlag erscheinen. Darin ist ein Teil der in der 2002 anlässlich des Deutschen Archäologen-Kongresses in Hamburg veranstalteten Sektion der Theorie-AG gehaltenen Vorträge und weitere Beiträge vereinigt. Sie beschäftigen sich aus verschiedenen Perspektiven mit der grundsätzlichen Frage, ob und inwieweit soziale Identitäten positiv mittels archäologischer Quellen ermittelt werden können. Neben theoretischen und grundsätzlich methodologischen Beiträgen stehen solche mit archäologischen Fallbeispielen. Der Umfang des Buches beträgt voraussichtlich ca. 270 Seiten bei 80 Abbildungen.

Inhalt

Stefan Burmeister u. Nils Müller-Scheeßel

Einführung: Die Identifizierung sozialer Gruppen – Die Erkenntnismöglichkeiten der Prähistorischen Archäologie auf dem Prüfstand

Antonia Davidovic

Identität – ein unscharfer Begriff. Identitätsdiskurse in den gegenwartsbezogenen Humanwissenschaften

Hans Peter Hahn

Sachbesitz, Individuum und Gruppe – eine ethnologische Perspektive

Andrea Zeeb-Lanz

Überlegungen zu Sozialaspekten keramischer Gruppen. Beispiele aus dem Neolithikum Südwestdeutschlands

Johannes Müller

Identitätsgruppen und soziale Grenzen in der Prähistorie: Dekonstruktion und Rekonstruktion

Ursula Brosseder

Ebenen sozialer Identitäten im Spiegel des Zeichensystems hallstattzeitlicher Keramik

Sebastian Brather u. Hans-Peter Wotzka

Alemannen und Franken? Ethnische Identitäten und wirtschaftliche Verhältnisse zur Merowingerzeit

Raimund Karl

Segmentäre Gesellschaften oder Feudalstaaten? Das irische Frühmittelalter und die Interpretation des archäologischen Befundes

Sven Spiong

Auf der Suche nach Identität: Fibeln und Gewandnadeln als Indikatoren

Im Buchhandel wird der Band EUR 22,50 kosten, Mitglieder der Theorie-AG bekommen hiermit jedoch die Gelegenheit, per Subskription eine Preisreduktion von 20% zu erhalten. Sie zahlen also statt EUR 22,50 nur EUR 18,-! Zusätzlich wird das Buch nach Fertigstellung frei Haus geliefert (gilt leider nicht für Übersee).

Interessenten melden sich bitte per e-mail (mueller-scheessel@theorie-ag.de) oder schriftlich (Nils Müller-Scheeßel, De-Bary-Str. 13, 60320 Frankfurt/Main) und überweisen EUR 18,- auf folgendes Konto: ARGE Theorie, Kto. 6 593 896 01, Dresdner Bank Berlin, BLZ 100 800 00; Verwendungszweck: Subskription.

Sektion der Arbeitsgemeinschaft „Theorie in der Archäologie“

**auf dem Deutschen Archäologen-Kongress vom 04. bis 08. April 2005
in Frankfurt/Oder**

Zeit: Dienstag, 5. April 2005

Ort: Seminarraum 2 (R 102), Hörsaalgebäude

Methoden und Interpretationen der Archäologie

- 8.30 GISELA EBERHARDT, Berlin: Praktische Prozesse und ihr Einfluss auf archäologisches Wissen als wissenschaftsgeschichtliches Problem
- 9.00 SUSANNE GRUNWALD und Karin REICHENBACH, Leipzig: Geschichte der Burgwallforschung – Potentiale und Perspektiven
- 9.30 HUBERT FEHR, München: Unterschiedliche Lesarten eines archäologischen „Textes“: Der Germanendiskurs und die Anfänge des Reihengräberhorizontes seit der Mitte des 19. Jahrhunderts
- 10.00 Kaffeepause
- 10.30 MARC-ANTOINE KAESER, Zürich: Biographie als Mikrohistorie. Relevanz privater Archive in der Wissenschaftsgeschichte der Archäologie
- 11.00 ALAIN SCHNAPP, Paris: Deutsches Nationalgefühl und Archäologie im 19. Jahrhundert
- 11.30 DIETRICH HAKELBERG, Freiburg: „Vaterländische Altertumskunde“ zwischen Staat und Nation
- 12.00 WOLFGANG PAPE, Freiburg: „Reichsbund und Ahnenerbe“
- 12.30 Mittagspause

Deutschland zwischen Ost und West

- 14.00 UTA HALLE, Berlin: Ur- und frühgeschichtliche Archäologie – ein Teil der politisch motivierten Westforschung?
- 14.30 MICHAEL STROBEL, Dresden: Werner Radig (1903-1985) - Ein deutscher Prähistoriker mit zweierlei „Diktaturerfahrung“
- 15.00 SEBASTIAN BRATHER, Freiburg: Germanen, Slawen, Deutsche. Themen, Methoden und Konzepte der frühgeschichtlichen Archäologie seit 1800
- 15.30 JACEK LECH, Warszawa: Polish-German relations in archaeology – a view from Warsaw
- 16.00 Kaffeepause
- 16.30 WIEBKE ROHRER, Marburg: Wikinger oder Slawen? Die ‚normannistischen‘ Theorien zur Entstehung des polnischen Piastenreiches
- 17.00 ALEXANDRA GATZEN, Euskirchen: Forschungsmöglichkeiten zur Ur- und Frühgeschichte in den Moskauer Archiven
- 17.30 GRIETJE SUHR, München: Eine Chance für neue Paradigmen? Theoretische Konzepte in der Vor- und Frühgeschichte Polens, der Tschechischen Republik und Ungarns

Neue Literatur

Theorie und Forschungsgeschichte

M. ANDRESEN, Studien zur Geschichte und Methodik der archäologischen Migrationsforschung (Münster u. a. 2004).

J. BINTLIFF, A companion to archaeology (Malden/Mass. 2004).

I. HODDER/S. HUDSON, Reading the past: Current approaches to interpretation in archaeology (Cambridge 2004).

J. D. MOORE, Visions of culture: An introduction to anthropological theories and theorists (Walnut Creek 2004).

R. M. ROSEN (Hrsg.), Time and temporality in the ancient world (Philadelphia 2004).

G. E. SCHAFFT, From Racism to Genocide: Anthropology in the Third Reich (Urbana, Chicago 2004).

J. WALLACE, Digging the dirt. The archaeological imagination (London 2004).

Archäologie und Gegenwart

H. BOLIN (Hrsg.), The interplay of past and present. Papers from a session held at the 9th annual EAA meeting in St. Petersburg 2003. Södertörn Arch. Stud. 1 (Södertörn 2004).

K. EBELING/ST. ALTEKAMP (Hrsg.), Die Aktualität des Archäologischen in Wissenschaft, Medien und Künsten (Frankfurt/M. 2004).

M. L. GALATY/CH. WATKINSON (Hrsg.), Archaeology under dictatorship (New York 2004).

I. HODDER, Archaeology beyond dialogue (Salt Lake City 2004).

S. KANE (Hrsg.), The Politics of Archaeology and Identity in a Global Context (Boston 2003).

N. MERRIMAN, Public archaeology (London 2004).

J. THOMAS, Archaeology and modernity (London 2004).

L. SMITH, Archaeological theory and the politics of cultural heritage (London 2004).

Museum und Materielle Kultur

V. BUCHLI (Hrsg.), Material Culture: Critical Concepts in the Social Sciences (London, New York 2004). [5 Bde.]

S. T. CHILDS (Hrsg.), Our collective responsibility: The ethnics and practise of archaeological collections stewardship (Washington 2004).

K.-H. KOHL, Die Macht der Dinge: Geschichte und Theorie sakraler Objekte (München 2003).

G. KORFF, Museumsdinge: deponieren – exponieren. Hrsg. von M. Eberspächer/G. M. König/B. Tschofen (Köln u. a. 2002).

R. REITH/T. MEYER (Hrsg.), Luxus und Konsum – eine historische Annäherung. Cottbuser Stud. Gesch. Technik, Arbeit u. Umwelt 21 (Münster u. a. 2003).

A. WITCOMB, *Re-Imagining the Museum: Beyond the Mausoleum* (London, New York 2003).

Ethnizität und Identität

S. BRATHER, *Ethnische Interpretationen in der frühgeschichtlichen Archäologie: Geschichte, Grundlagen und Alternativen*. Ergänzungsb. RGA 42 (Berlin 2004).

Chr. FOWLER, *An Archaeology of Personhood: An Anthropological Approach* (London, New York 2004).

W. GABBERT, *Becoming Maya: Ethnicity and social inequality in Yucatan since 1500* (Tucson 2004).

B. J. MILLS (Hrsg.), *Identity, feasting and the archaeology of the greater Southwest: Proceedings of the 2002 Southwest Symposium* (Boulder 2004).

J. SIAPKAS, *Heterological Ethnicity. Conceptualizing identities in ancient Greece* (Uppsala 2003).

Gender und Familie

D. BOLGER, *Gender in ancient Cyprus: Narratives of social change on a Mediterranean island* (Walnut Creek 2003).

B. GOFF, *Citizen Bacchae: Women's ritual practice in ancient Greece* (Berkeley 2004).

S. M. NELSON, *Gender in archaeology: Analyzing power and prestige* (Walnut Creek 2004).

R. PARKIN/L. STONE (Hrsg.), *Kinship and family: An anthropological reader* (Oxford 2004).

P. B. PUFALL/R. UNSWORTH (Hrsg.), *Rethinking childhood* (New Brunswick 2004).

Religion und Ritual

R. BASTIDE, *Social origins of religion* (Minneapolis 2003).

Th. INSOLL, *Archaeology, ritual, religion* (New York 2004).

R. KASTENBAUM, *On our way: The final passage through life and death* (Berkeley 2004).

F. MÜLLER, *Götter, Gaben, Rituale: Religion in der Frühgeschichte Europas*. Kulturgesch. Ant. Welt 92 (Mainz 2002).

L. NILSSON STUTZ, *Embodied rituals and ritualized bodies. Tracing ritual practices in Late Mesolithic burials* (Lund 2003).

M. RAVN, *Death Ritual and Germanic Social Structure (c. AD 200–600)*. British Arch. Reports Internat. Ser. 1164 (Oxford 2003).

A. SAMELLAS, *Death in the Eastern Mediterranean (50–600 A. D.). The Christianization of the East: an Interpretation*. Stud. u. Texte Ant. u. Christentum 12 (Tübingen 2002).

T. TAYLOR, *The buried soul: How humans invented death* (Boston 2004).

Wirtschaft und Politik

R. CRIBB, *Nomads in Archaeology* (Cambridge 2004).

G. M. FEINMANN/L. M. NICHOLAS (Hrsg.), *Archaeological perspectives on political economies* (Salt Lake City 2004).

J. QUILTER/J. W. HOOPES (Hrsg.), *Gold and power in ancient Costa Rica, Panama and Columbia* (Washington 2003).

J. D. SPETH (Hrsg.), *Life on the periphery: Economic change in late prehistoric southeastern New Mexico* (Michigan 2004).

Nachbarwissenschaften und Interdisziplinarität

J. FRIED, *Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik* (München 2004).

J. R. HALL/M. J. NEITZ/M. BATTANI, *Sociology on culture* (New York 2003).

J. HINES, *Voices in the past: English literature and archaeology* (Woodbridge 2004).

F. JAEGER/B. LIEBSCH (Hrsg.), *Handbuch der Kulturwissenschaften 1. Grundlagen und Schlüsselbegriffe* (Stuttgart 2004).

F. JAEGER/J. STRAUB (Hrsg.), *Handbuch der Kulturwissenschaften 2. Paradigmen und Disziplinen* (Stuttgart 2004).

F. JAEGER/J. RÜSEN (Hrsg.), *Handbuch der Kulturwissenschaften 3. Themen und Tendenzen* (Stuttgart 2004).

Z. KÖVECSES, *Metaphor and emotions: Language, culture and body in human feeling* (Cambridge 2003).

E. W. KRETZSCHMAR-SAUER (Hrsg.), *Archaeology and ancient history: breaking down the boundaries* (London 2004).

F. M. WUKETITS/Chr. ANTWEILER (Hrsg.), *Handbook of evolution I: The evolution of human societies and cultures* (Weinheim 2004).

Die Legitimierung des Status quo: Ein Beitrag zur gesellschaftlichen und politischen Relevanz prähistorischen Forschens¹

von Ulf F. Ickerodt

Für meine Hannah, die sich im Bac Sauvage nicht mit der Ungerechtigkeit von *Le Mail-lon Faible*² (TF1) abfinden konnte!

Einleitung

Archäologie ist ein seltsames Forschungsgebiet, wie A. Leroi-Gourhan (1984, 13) konstatiert: *„Die Vorgeschichte wird von vielen Vorgeschichtlern als eine persönliche Angelegenheit empfunden, sie ist wohl die Wissenschaft mit den meisten Amateuren, eine Wissenschaft, die jedermann ohne besondere Befähigung betreiben zu können glaubt. ... Die Erforschung des Geheimnisses, das den Ursprung umgibt, und die komplexen Gefühle, auf denen sie gründet, sind ohne Zweifel mit dem ersten Schimmer des Denkens entstanden ...“*

Vielleicht liegt die Erforschung der Vergangenheit nicht ganz so weit zurück, doch die Aura des Mysteriösen umgibt die Frage nach dem Ursprung noch immer – auch in Zeiten, in denen zumindest im westlichen Abendland der wissenschaftliche den religiösen Ursprungsmythos zu ersetzen beginnt (z. B. Eldregre/Tattersall 1982). Dabei wird nicht selten der eigene Beitrag prähistorischer Forschung in diesem Prozess als Mittel der Überwindung des mittelalterlichen Aberglaubens angesehen. Archäologie wird wie auch die Geologie – zumindest in der Eigenwahrnehmung – zum Motor des abendländischen Rationalismusprozess.

Dessen ungeachtet ist die prähistorische Forschung Bestandteil des historischen Verstehens. Sie nimmt Einfluss auf die Ausformung der zunächst insbesondere abendländischen, sich mit der Renaissance etablierenden, historisch orientierten Umweltwahrnehmung. Prähistorische Forschung kann und darf daher nicht isoliert von dem sie umgebenden gesellschaftlichen Umfeld betrachtet werden, auch wenn sie nur ein scheinbar sehr spezieller Bestandteil des gesamtgesellschaftlichen Geschichtsbewusstseins zu sein scheint.

Entsprechend der hier gestellten Forderungen hinsichtlich einer reflexiven prähistorischen Archäologie kann sie sich nicht mehr dem Idealismus verschreiben und aus einem reinen Selbstzweck heraus betrieben werden. Vorgeschichtsforschung geht als fester Bestandteil des modernen Geschichtsbewusstseins weit über dieses Elfenbeinturmdenken hinaus und steht für eine Form kollektivistischer Rückversicherung: das archäologische Paradigma.

Im Folgenden sollen das abendländische Fortschrittsdenken und eine seit dem 19. Jahrhundert sich immer deutlicher herauskristallisierende gesellschaftliche Zukunfts-

1 Bei dem Text handelt es sich um die überarbeitete Fassung des im Rahmen des 8th Annual Meeting of the E.A.A. in Thessaloniki am 28.09.2002 gehaltenen Vortrags „The legitimisation of the status quo: Archaeology, politics and advertisement“. An dieser Stelle möchte ich St. Burmeister (Hamburg) und W. Henke (Mainz) für die kritische Durchsicht des Manuskriptes danken.

2 Französische Variante der RTL Sendung „Der Schwächste fliegt“.

ausgerichtetheit als ein auf dem archäologischen Paradigma beruhendes, das gesellschaftliche Handeln organisierende Leitmotiv herausgestellt werden. H.-G. Zmarzik (1969, 150) bezeichnet dies als den Wandel „*vom Vergangenheitsmenschen zum Zukunftsmenschen*“, dessen Vertrauen in die Tradition und die selbstverständliche Sinnhaftigkeit der Entwicklung geschwunden ist.

Dessen ungeachtet setzt abendländisches Denken die Konstanz der (nicht nur geophysikalischen oder biologischen) Umwelt allzu oft implizit voraus. Es hält, trotz anderer Erkenntnis, gleichermaßen Umweltbedingungen für langfristig unveränderlich wie Sonnenenergie für unerschöpflich (Vollmer 1988, 122). In diesem Sinne betont der Erkenntnistheoretiker G. Vollmer (1988a, 121, 149; 1988b, 259 f.), dass das „frühere“ gesellschaftliche Zusammenleben mit Passivität vereinbar war, dass es aber heute Aktivität erfordert. Von dieser Warte aus verlangt er, dass der Begriff des Status quo „neu und viel kritischer bedacht werden muss“.

Gaukelt nicht die mit Blick auf die materielle Kultur der menschlichen Frühgeschichte zu verzeichnende Konstanz sowie die zur Postmoderne hin zu verzeichnende Beschleunigung gesellschaftlichen Wandels einfach nur eine Homeostase gerade in den frühen Epochen der Menschheit vor? Extrapoliert dieses Denken des Okzidents nicht einfach nur gesellschaftlich verankerte finite Vorstellungen kultureller Ziele respektive einer teleologischen Umweltperzeption in die Vergangenheit? Im Kern dieser Wahrnehmung steht der in den abendländischen Kulturen fest verankerte Topos der Beschleunigung der Geschichte.

Aus diesem Grund soll in einem zweiten Schritt ein Blick auf die zeitgenössische

Alltagskultur der BR Deutschland geworfen werden, um dann die Frage nach einer Archäologie der Ersten und deren innerer Ambivalenz zu stellen. Um die Wechselwirkung von Wissenschaft und Öffentlichkeit zu verdeutlichen, wurde soweit möglich auf populäre Quellen zurückgegriffen. Gängige Schlagwörter, die die kritisierte Position verdeutlichen, werden – auch in den Zitaten – hervorgehoben.

Sieger im Wettbewerb – eine Umschau und ein Blick in die jüngere Vergangenheit

Anfang des Jahres 2001 war im Deutschlandfunk im Zusammenhang mit dem Weltwirtschaftsforum in Davos ein Interview mit N. Walter, dem Chefvolkswirt der Deutschen Bank, zu hören. In diesem Zusammenhang sagte er sinngemäß, dass das heutige Weltwirtschaftssystem zwar nicht perfekt sei, aber prinzipiell auch keinen Grund zur Klage gebe, da es sich nicht nur bewährt, sondern sich geradezu **durchgesetzt** habe und demnach gut sein müsse.³

Diesen Wettbewerb finden wir auch im deutschen Programm von RTL. Unter dem Titel „*Der Schwächste fliegt*“ wurde 2002 eine Quizshow gezeigt, in der ein **Team** von mehreren Mitspielern in mehreren Runden Fragen beantworten muss. Nach jeder Runde stimmte die Gruppe zu der Frage „*Wer ist der Schwächste? Wer fliegt?*“ ab, welcher Mitspieler ausscheidet. Bei Gleichstand muss der **beste Spieler** der Runde entscheiden, wer von den anderen seiner Meinung nach der **Schwächste** ist und wer die Raterunde verlassen muss, was nicht nur leistungsgebunden ist, sondern auch über Sympathien gesteuert wird. Dabei tritt

3 Siehe dazu auch Gould (1999, 24) „*Sie (Anm.: unsere Vorurteile) sind gesellschaftliche Entscheidungen, für die es radikale Alternativen gibt, und statt dessen sehen wir darin vorgegebene, offenkundige Wahrheiten.*“

die Moderatorin betont dominant auf. Nur wenn es sich wirklich um ein Team handelt, warum hält man dann nicht zusammen?

In der Reihe „*Die Odyssee des Menschen*“ der ZDF Serie „Expedition“ wurde in der Folge „*Die Eroberung der Neuen Welt*“⁴ die Besiedlung Nordamerikas behandelt. In diesem Zusammenhang wurde in einer Rückblende auf den Homo erectus verwiesen, der die Nutzung von Werkzeugen erlernt und damit **unabhängig** von der Natur wird. Wirklich? In einem Geographiebuch für das 7. und 8. Schuljahr „*Mit der Erde und ihren Gesetzen leben*“ findet sich eine doppelseitige Tabelle mit darunter angeordneten Abbildungen, in denen die **Entwicklungsstufen** der Menschheit dargestellt werden. Die Basis bilden – auch wenn sie hier an der Oberseite angeordnet sind – die Stufe der Sammler, Jäger und Fischer, die nicht sesshaft sind, und „*Schutz in Höhlen, Erdlöchern und unter Felsüberhängen*“ suchen. Auch wenn im übernächsten Satz ergänzt wird, dass die „*Menschen lernen, Lederzelte, Erd-, Holz- und Schneehütten zu bauen*“, ist doch die Botschaft eindeutig, besonders wenn auf der nächsten Seite auch auf „*unsere eigenen Vorfahren in Mitteleuropa ...*“, die „*auf 'primitiveren' Kulturstufen gelebt*“ haben [154], verwiesen wird.

Ein ähnliches Bild zeichnet A. W. Mischulin in seiner „*Geschichte des Altertums*“ (Berlin, Leipzig 1951⁴). Auf nicht einmal sieben Seiten von über 200 schildert er „*Das Leben der Urmenschen*“: „... **Die Urmenschen waren Wilde und lebten ähnlich wie die Tiere in Horden. Auf der Suche nach ihrer kärglichen Nahrung Sie lebten in Wäldern, versteckten sich in Gebüsch und verkrochen sich in tiefen Höhlen. ... Der Kampf ums Dasein zwang sie zum Zusammenleben in größeren Horden, Das Leben der Menschen blieb**

jedoch nicht auf dieser Stufe stehen.“ Dieses Szenario visualisiert der französische Regisseur J.-J. Annaud gut dreißig Jahre später eindrücklich in seinem Film „*La Guerre du Feu/Quest for Fire*“ (F/Can 1981).

Bedeutet Kulturwandel Fortschritt und wenn ja, wie ist der Begriff „Fortschritt“ belegt? Positiv? Und wenn kein Wandel zu verzeichnen ist? Sicherlich ist den allermeisten bewusst, dass es sich bei der Gleichsetzung von Kulturwandel und Fortschritt um primitives evolutionistisches oder vulgärdarwinistisches Gedankengut handelt, aber kann man sich dem wirklich entziehen? Und wie weit ist diese irrige Gleichsetzung Irrtum in der Öffentlichkeit verbreitet?

In dem Dossierband 3/2000 „*Die Evolution des Menschen*“ der Zeitschrift Spektrum der Wissenschaft wird der Artikel „*Wir waren nicht die Einzigen. Warum von allen Menscharten nur der Homo sapiens überlebte*“ von I. Tattersall auf Seite 40 mit „**Erfolgskonzept Homo sapiens**“ eingeleitet. Der letzte, den Neandertaler behandelnden Abschnitt in einem, mit einigen Unstimmigkeiten behafteten, populären Kinderbuch „*Was ist Was Der Urmensch*“, ist mit „*Der Siegeszug der Kultur*“ überschrieben.

In dem Western „*The Vanishing American*“ (USA 1925) von R. Seitz gibt H. Spencer (1820–1903) zu Beginn des Films das Motto vor: „**Only the strong survive!**“ (Peipp/Springer 1997, 35).⁵ Daher ist es nicht verwunderlich, dass der für seine reaktionären Tendenzen bekannte US-amerikanische Regisseur J. Milius dem neoliberalen Zeitgeist der 1980er Jahre entsprechend seinen Film „*Conan the Barbarian*“ (USA 1981) mit dem Nietzsche-Zitat einleitet: „**Was uns nicht tötet, macht uns nur noch stärker**“. Wie sind diese, auf sozialdarwinistischen Denkweisen beruhenden Äußerungen zu verstehen und

4 Am 28.10.2001 im ZDF gesendet.

5 Zu Spencers Rezeption vgl. Bowler 1995

welche Bedeutung kommt ihnen gerade in Zeiten eines aggressiv expandierenden Marktes zu?

Die Gefahr ist offensichtlich und hat mit der am Beispiel A. Leroi-Gourhans herausgestellten „*intuitiv erfassten Symbolkraft der Vergangenheit*“ (Härke 1993, 4), also der Außenwirkung des archäologischen Paradigmas zu tun. Sie beinhaltet auf Basis einer gegenwärtigen gesamtgesellschaftlichen Zukunftsgerichtetheit ein expansives Wettbewerbsdenken auf Basis einer positivistischen Teleologie.⁶ Daher ist die Frage nach der Haltung der Archäologie zu diesem Punkt nur allzu berechtigt. Zollen wir diesen gesellschaftlichen Konventionen Tribut, wenn wir eine Archäologie der Ersten betreiben?

Bilderverbot oder die Macht der Bilder

Vor einigen Jahren proklamierte U. Sommer (1993, 16 f.) ein Bilderverbot. Sie sieht in dem Bilderverzicht der deutschen Urgeschichtsforschung nach dem Zweiten Weltkrieg und der NS-Diktatur eine große Chance. In diesem Zusammenhang betont sie unter Verweis auf G. Bachelard, dass sich methodisches Denken der Gefahr entziehen muss, bloßen Bildern zu verfallen und sieht in der zunehmenden Bilderlosigkeit ein Zeichen für die Weiterentwicklung der eigenen Wissenschaft.

Aber können wir Menschen wirklich auf Bilder – verbale oder nonverbale – verzichten, zumal ein besonderes Merkmal der stammesgeschichtlichen Entwicklung der Hominiden neben der Bipedie und den damit verbundenen morphologischen Veränderungen gerade unsere visuelle Ausrichtung

und unsere verbale Kommunikationsfähigkeit ist?

Sowohl verbale als auch nonverbale Bilder können Metonyme für komplexe Sachverhalte sein, die auf diese Art und Weise zwar sehr viel schneller kommuniziert werden können, nichtsdestotrotz aber immer auch sprachlich mitteilbar bleiben müssen, um überhaupt verstanden werden zu können. Daher sind solche Bilder und ihre Deutung zwangsläufig von dem kulturellen Milieu abhängig, in dem sie gedeutet werden und daher auch nicht beliebig (Eco 1987).

In diese Richtung der Bewertung von U. Sommers Bilderverbot weist auch S. J. Goulds (1998, 51; 1999) kritische Auseinandersetzung mit den kanonisierten Darstellungen der biologischen und menschlichen Evolution. In diesem Zusammenhang spricht er zu Recht von einer Geringschätzung der Bilder und einer Überakzentuierung des Wortes (vgl. Nicholas 2001, 141; Wolf 1994, 5).⁷ Wie stark wir uns wirklich an „Bildern“ orientieren, aber auch wie variabel diese Bilder in ihrer „graphischen“ Gestaltung sein können, soll in der Folge an einigen Beispielen illustriert werden.

Eine „Archäologie der Ersten“

Auf einem seiner Spaziergänge lässt D. Defoe (1660–1731) seinen Helden Robinson Crusoe Fußspuren entdecken, was bei diesem zu Aufregung und Besorgnis führt, da Crusoe der erste Mensch ist, der diese abgelegene Insel betreten hat. In dem Roman „*Inspektor Jury schläft außer Haus*“ benutzt und variiert M. Grimes dieses Motiv, das sich auch auf dem Buchdeckel der deutschen Ausgabe befindet. „*Es schneite inzwischen*

6 C. Vogel (1983) verzeichnet auch im Bereich der deutschen Anthropologie ein Theoriedefizit, zumal man auch hier lange Zeit in teleologisch geprägten Konzepten verhaftet blieb (s. a. Henke 2004).

7 Den grausamen gesellschaftspolitischen Missbrauch solcher Bilder, auch im übertragenen Sinne, hat er an anderer Stelle gezeigt (Gould 1983).

etwas stärker, und der Platz bot die verführerischste Fläche von glitzerndem, verharschtem und völlig unberührtem Schnee dar, die Jury je gesehen hatte. Keine Abdrücke, keine Spuren“ (Grimes 1997, 99).

Wer kennt nicht dieses Gefühl, als erster bei Ebbe über den Strand zu gehen, nachdem die Flut alle anderen Spuren verwischt hat, oder als erster morgens über den nachts gefallenen Neuschnee zu laufen. Es ist nicht verwunderlich, dass dieses Motiv auch in der Werbung aufgegriffen wird.⁸ Auch wenn Werbebotschaften direkt verstanden werden müssen, so spielen sie mit der Fantasie des Betrachters, lenken sie in eine gewisse Richtung, dabei immer genug interpretativen Spielraum lassend.

Über zwei Jahrhunderte vor dem Erscheinen von Defoes Roman hatte Ch. Kolumbus im Oktober 1492 als erster Mensch den amerikanischen Boden betreten – auch wenn es tatsächlich die Antillen waren und wenn die Insel auch schon längst besiedelt war. Genau zweieinhalb Jahrhunderte nach der Publikation von Robinson Crusoe betrat am 27.07.1969 N. Armstrong als erster Mensch den Mond und hinterließ seine Fußspuren, die noch heute nahezu unverändert im Mondsand zu betrachten sind. Die Aussage der Fußspuren ist so stark, dass sie sich als geeignetes Werbemedium entpuppen und in etlichen Anzeigen variiert werden.⁹

Sieben Jahre später, im Jahre 1976, löste ein weiteres Bild eine Sensation aus. Damals hatte A. Hill in einer Tuff-Schicht die ersten menschlichen Fußspuren, die Fußspuren von Laetoli, entdeckt (Hay/Leakey 1982; Agnew/Demas 2000). Eine weitere Fuß-

spurenentdeckung mit durchaus anderen Implikationen soll an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben. Gegen Ende des Jahres 1960 ging ein anderes Bild um die Erde. Sir E. Hillary war auf seiner Himalaja-Expedition auf die Spuren eines rätselhaften Wesens gestoßen, den Yeti. Vielleicht kann dieses Motiv als Inversion des Themas angesehen werden, ähnlich der Empfindung Crusoes, als er bemerkt, dass es nicht seine eigenen Fußspuren sind, in die er seinen Fuß setzt.

Fußspuren, und im übertragenen Sinne auch alle anderen Zeugnisse menschlichen Kulturschaffens, sind also der positive Nachweis für eine Existenz oder Handlung, und in Erweiterung Metonym für den „ersten Beleg“ für etwas. Aber sie sind nicht nur Tradition suggerierend auf die Vergangenheit ausgerichtet, sondern gleichermaßen immer auch auf Zukünftiges. Sie bedienen daher das in einer im Fortschrittsdenken verhafteten Wettbewerbsgesellschaft gleichsam tief verwurzelte Bedürfnis nach Neuheitserlebnissen.

So stellt sich die Phoenix-Rheinrohr AG Düsseldorf mit ihrem Rohrleitungsbau in die Tradition der Römer (Der SPIEGEL 12, 1967). „Die Vorliebe der Römer für bestes Trinkwasser ...“ hebt einerseits die Bedeutung der lokalen Tradition hervor, in die der Betrachter gerückt wird, ohne dabei andererseits die Verbesserung der römischen Technologie im Sinne des Entwicklungsdenkens zu unterschlagen: Die moderne Druckwasserleitung „... hat im Gegensatz zur drucklosen Frischwasserleitung der Römer **höhere Anforderungen zu erfüllen.**“ Die Entwicklung führt hier direkt von der archäologisch nachweisbaren

8 Z. B.: terramar (1998) Werbung der Lufthansa Gruppe (als Motiv wurden zwei Fußabdrücke gewählt), Toyota „GEHEN SIE IHREN EIGENEN WEG.“ (oben links nackter Fuß, oben rechts Tennisschuh, unten links Schuhabdruck als nasse Spur auf Asphalt und unten rechts Outdoor Schuh), Brot für die Welt „Wege finden +++ Neuland betreten +++ Selbständig werden +++ auf eigenen Füßen“.

9 In die gleiche Richtung weist die Hasselblad-Werbung aus dem Jahre 1994 mit dem Titel „We were there“ und dem Text „Most people remember exactly where they were when man first set foot on alien soil. ...“ Auch der deutsche Privatsender ProSieben benutzte in etwa zur gleichen Zeit eine Variante des Motivs.

römischen Rohrleitung (linke Bildhälfte) zu den in modernster, verbesserter Form gefertigten Rohrleitungssystemen aus Stahl der rechten Bildhälfte.

Die Firma deSede of Switzerland¹⁰ (Der SPIEGEL 1984) wirbt mit dem Bild eines Neandertalers, „dem Erfinder des Ledermöbels“. Die Werbebotschaft ist in einem zweifachen Sinne interessant. Sie benutzt den Neandertaler nicht mehr als Symbol der Wildheit, der Rückständigkeit, sondern ganz im Gegenteil im Sinne des Kontinuitätsparadigmas: „unserer Urahnen“. Dabei wird der moderne Mensch einem entwicklungsgeschichtlich anderen Taxon zugeordnet und somit Geschichte gebeugt. Darf oder muss man dergleichen unkommentiert lassen?

Interessant ist die von der Frankfurter Allgemeinen gebotene Variante „[Dahinter steckt immer ein kluger Kopf]“ (STERN 52, 2000). In diesem Fall wirbt die hinter einer Zeitung verborgene und in einem Diorama sitzende Publizistin und Frauenrechtlerin A. Schwarzer. Der in den linken Bildvordergrund der doppelseitigen Anzeige hereinragende Oberkörper eines Urmenschen schaut auf zwei an einem Feuer, vor der Höhlenwand sitzende weitere Frühmenschen (rechte Bildhälfte). Diese Blickrichtung von linkem Bildrand zu der leicht mittig rechts angeordneten Sitzgruppe wird durch die vom unteren Bildrand, etwa ab der Mitte des Gesamtbildes herein laufenden Begrenzungsschnur zum Zuschauerraum akzentuiert. Ebenfalls leicht mittig, diesmal nur leicht nach links versetzt und leicht erhöht über den beiden Sitzenden angeordnet, befindet sich A. Schwarzer im Halbschatten des Feuers. Auch in diesem Fall wird die Blickrichtung durch die jetzt allerdings weniger deutliche begrenzende Schnur geleitet, und zwar von

der linken Bildseite nahezu geradeaus an A. Schwarzer vorbei.

Der Blick auf das zentrale Bildmotiv wird noch über einen zweiten Weg erreicht. Die Protagonistin hält eine aufgeschlagene Zeitung in der Hand, die als heller Bildpunkt vor der schwarzen Höhlenwand (oder dem dunklen Ausgang?) den Blick geradezu auf sich zieht und damit eine Linie vom Betrachter aus evoziert, die die Linie Urmensch (links) und Gruppe (rechts) kreuzt und damit wiederum sehr elegant das Thema Fortschritt ins Spiel bringt.

Gleiche oder ähnliche Botschaften finden sich in Myriaden von Werbeanzeigen, in denen der gesellschaftliche Wettbewerb in einer Leistungsgesellschaft thematisiert wird. VW wird unter dem Titel „Neu seit 1974“ für den Golf mit einer typologischen Reihe (Der SPIEGEL 31, 2004, Heftumschlag). Mit „[So schnell kann's gehen]“ wirbt die Internationale Fachmesse für Informationstechnik, Telekommunikation und Neue Medien (Der SPIEGEL 24, 2000, 349). Hier steht eine versteinerte (Computer-)Maus für „Heute noch topaktuell und morgen schon ein Relikt von gestern?“. Ein ähnliches Bild thematisiert die Bertelsmann AG mit Blick auf den innergesellschaftlichen Wettbewerb: „Wie behält man die Nase vorn, wenn man alten Hierarchien den Rücken kehren will?“ (STERN 51, 2000, 172 f.). Auf der zweiseitigen Anzeige blickt ein junger Mann über seine rechte Schulter auf hinter ihm stehende Saurierskelette.

Dass diese Botschaft nicht nur im deutschsprachigen Raum verstanden wird, zeigt eine Renault-Werbung (PREMIÈRE 4, 1993, 12 f.). Im linken Bildhintergrund der doppelseitigen Anzeige betrachtet eine Besucherin die aufgebockte Karosserie eines „Diesel

10 In art – das Kunstmagazin (1/1984, 46 f.) wird im Text ebenfalls auf eine „lange“ Tradition verwiesen. In der Überschrift heißt es: „Leder – Jahrtausende alt und ewig jung“. „Leder gehört zu den ältesten Bekleidungs- und Möbelwerkstoffen der Menschheit. Schon im 4. Jahrtausend vor Christus zeigen ägyptische Reliefs Gerber bei der Arbeit.“

Archaïcus“, dessen Rückständigkeit noch durch Knochenplatten betont wird.¹¹

Entwicklung, Verbesserung und Beugung bezeugter Geschichte

Wie im vorangehenden Abschnitt gezeigt, sind mit dem Begriff der biologischen wie auch der kulturellen Evolution zumeist gewisse gesellschaftlich verankerte Fehlvorstellungen verbunden, die eine Zielgerichtetheit kultureller Evolution a priori voraussetzt und entsprechend der gesellschaftlichen Zielvorstellungen auf die Zukunft extrapoliert.

Dessen ungeachtet handelt es sich bei allen historischen, also evolutionären Prozessen um ein sich auf eine Anfangskausalität reflexiv beziehendes, multiinteraktives, dissipatives System, das von Natur aus ungerichtet ist (s. a. Mayr 1988; Riedl 1981). Hierfür wurde von C. S. Pittendrigh (1958) mit Blick auf zelluläre Regelmechanismen der Term der Teleonomie geprägt, der sich bereits kurze Zeit nach seiner Einführung einer hohen wissenschaftlichen Akzeptanz erfreute. Die Richtung teleonomer Prozesse entspricht der der Entropie im Sinne des thermodynamischen Zeitpfeils, der die Wahrnehmung aller (menschlichen) Alltagserfahrungen determiniert. J. Monod (1976) fasst dieses pointiert in dem Titel *„Zufall und Notwendigkeit“* zusammen.

Dessen ungeachtet ist die Vorstellung gesamtgesellschaftlicher Teleologie nicht nur in weiten Kreisen fest etabliert. Der Begriff der ungerichteten Evolution wird entsprechend der tradierten christlichen Teleologien umgedeutet (s. a. Zmarzlik 1969, 148 f.; Altner 1989, 3). Gemeinhin wird sie

als Verbesserung in einem absoluten, auf ein Ziel hin ausgerichteten Sinne verstanden, der wiederum mit den Begriffen **Wettbewerb** und **Eigenverantwortung** in einer zukunftsorientierten, nach Neuheitserlebnissen strebenden **Leistungsgesellschaft** kausal verbunden wird. Im Kern dieser Auffassung steht immer der eigene, abendländische gesellschaftliche und wirtschaftliche Anpassungsprozess, der entsprechend der westlichen Wertevorstellung als weltweit gültige Optimierung umgedeutet wird.

S. J. Gould (1998, 53) betont in diesem Zusammenhang mit Blick auf das Biom, dass Veränderungen durch die Zeit gesehen lokal durchaus eine Verbesserung darstellen können. Aber warum sollte dies auch überregional und auf lange Sicht so sein, zumal menschliches Kulturschaffen sich auch als nicht adaptiv erweisen kann (z. B. Casimir 1993b; Egerton 1994; Maynard Smith 1993, 34 f.; Wilson 1997), wie ausgefeilte, nichtsdestotrotz gescheiterte Entwicklungshilfekonzeppte der Vergangenheit hinreichend belegen.

Noch problematischer wird die Situation, wenn es direkt um den Menschen geht, denn der westliche **Fortschritt** ist offensichtlich und reicht von ausgefeilter Technik bis hin zur medizinischen Versorgung. Er entzieht alternativen Lebenskonzepten, die von denen des Abendlandes im Sinne einer *„Vereinfachung durch Technik“* abweichen, die Seinsberechtigung. Wie sind vor diesem Hintergrund Alternativen, die die weltweite kulturelle Evolution hervorgebracht hat und bringt, überhaupt zu bewerten?

Abendländisches Begreifen findet seinen stärksten Ausdruck gleichwohl im Entwicklungsdenken, an dessen Ende jeweils die rezenteste technologische oder gesell-

11 *„Autrefois le „Dieselus Archaïcus“ régnait sur les routes... il était lent, il était lourd, il faisait beaucoup de bruit pour peu de performance. De nombreuses hypothèses ont été émises sur sa disparition : Variations climatiques, chute d'un gigantesque météore... Maintenant on sait, le diesel archaïque a été supplanté par un diesel beaucoup plus évolué, Résultat, aujourd'hui le „Dieselus Archaïcus“ s'est réfugié dans les musées, ... Le diesel est enfin sorti de l'âge de pierre.“*

schaftspolitische Lösung oder wahlweise der anatomisch moderne Mensch steht (gewisse Inversionen dieses Motivs einmal ausgeschlossen). Projiziert man diese Vorstellungen in die Vergangenheit, dann führt dieses Denken zwangsläufig zur Bestätigung der eigenen Gegenwart und gibt damit auch die weitere gesellschaftliche Zielvorgabe vor: Verbesserung durch inner- und metagesellschaftlichen Wettbewerb. Aber ist die beste technische oder gesellschaftspolitische Lösung auch immer die, die sich durchsetzt? Oder umgekehrt: Ist die Lösung, die sich durchgesetzt hat, immer die beste technische oder gesellschaftspolitische? Zweifel sind angebracht.

Rekonstruiert man kulturhistorische Entwicklungen, so sind solche (konstruierten) Linien zumeist dahingehend richtig, dass sie einen zeitlichen Ablauf dokumentieren und immer auf einer *a posteriori*-Feststellung beruhen. Denn, um bei dem Bild der Fußspuren zu bleiben, jede „zurückgelegte“ Strecke führt zwangsläufig zum Betrachter (vgl. Gould 1998, 53–59; 1999). Nichtsdestotrotz handelt es sich hierbei lediglich um eine von vielen möglichen Linien und zwar um die gelebte, die nicht als Zwangsläufigkeit in die Zukunft extrapoliert werden kann. Ein sich aus einer solchen Extrapolation ergebender stetiger Aufstieg mit dem derzeitigen Endpunkt *Homo sapiens sapiens* bzw. dem abendländischen „Kulturkreis“, bei dem es sich um eine *a priori*-Annahme handelt, kann nicht durch die Evolutionstheorie belegt werden. Denn diese kennt kein finales Ziel (Endprodukt).¹² Daher handelt es sich bei evolutionären Prozessen vielmehr um eine Kette von aufeinander folgenden

„Zufällen“, die in der Frühzeit der Menschheit einen wesentlich stärkeren Einfluss der sich wandelnden nicht anthropogenen, lokalen Umwelt enthielt. Zwar gewinnt der Mensch im Laufe seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung eine gewisse Autonomie, doch es wäre vermessen, wenn wir heute behaupten, der Okzident hätte sich über die Gesetze der Natur erhoben. Artensterben, massiver Holzeinschlag, Erosion, Umweltverschmutzung (z. B. Ölseen, nukleare, biologische und chemische Umweltverseuchung), Desertifikation, Treibhauseffekt, nur um einige Stichworte zu nennen, die die Politik nicht zu lösen vermag, sprechen eine ganz andere Sprache.

Aus diesem Grund muss man sich dem Begriff der Anpassung zuwenden (z. B. Maynard Smith 1993; Lewontin 1988; Markl 1986; Casimir 1993a). Gould (1998, 53) weist explizit darauf hin, dass die „*Darwinsche natürliche Selektion ... lediglich zur Anpassung an eine sich wandelnde lokale Umwelt, aber nicht zu weltweitem Fortschritt*“ führt. Dass dieses auch im menschlichen Kulturschaffen konvergente Erscheinungen¹³ beinhalten kann, liegt auf der Hand. Der Begriff der Anpassung selbst bezieht sich in diesem Zusammenhang natürlich nicht nur auf a) Veränderungen im Habitat und Biom, sondern auch b) auf Veränderungen innerhalb der eigenen Kultur sowie nicht zuletzt durch c) nicht der eigenen Wir-Gruppe angehörenden benachbarten Gruppen. Dabei ist auch im letzten Fall mit einem Ideenaustausch („Diffusion“) zu rechnen. Dieser Kontakt erfordert z. B. Verhaltensanpassungen, wie sie sich in menschlicher Territorialität ausdrücken können, und wird,

12 Im Gegensatz zu z. B. E. B. Tylor, der ein lineares Leitersystem propagierte, das sich wiederum in dem Bild der Kulturstufen wieder findet. Diese Tatsache ist bereits H. Spencer durchaus bewusst gewesen (vgl. Bowler 1995, 315).

13 Dabei kann es sich zum einen um rein technologische Sachzwänge handeln, d. h. ein gewisses Material lässt nur eine gewisse Anwendung zu. Und zum anderen können sich auch unabhängig voneinander komplexere Sozialstrukturen und Produktionssysteme herausbilden, wie es in der „Alten“ und der „Neuen“ Welt der Fall war (s. a. Olivier 1999, 180).

wenn zwei Gruppen eine Region ausbeuten oder sich ein Subsistenzsystem ändert, rückwirkend in den Mythen legalisiert (Ross 2000).¹⁴

Insbesondere mit Blick auf menschliche Gemeinschaften bedeutet dies, dass nicht nur die einzelnen Individuen einer Wir-Gruppe ihr Verhalten aufeinander abstimmen müssen, sondern auch die benachbarten Gruppen untereinander. Auch wenn man örtliche Anpassungen unter Umständen als Verbesserung ansehen und man die akkumulierten Veränderungen auch als Fortschritt bezeichnen kann, so bedeutet dies lediglich einen regional begrenzten „Fortschritt“ im Sinne von Wandel bzw. Veränderung durch die Zeit, ohne jegliche weitergehende Implikation.

Was passiert aber, wenn gesellschaftliche Wandlungsfaktoren, d. h. Verhalten auslösende und kanalisierende Motive, den Blick auf die Deutung von Geschichte und damit auf evolutionäre Prozesse verstellen? Wann und wie wird wissenschaftlich bezeugte Geschichte gebeugt?

Sollte man von wissenschaftlicher Seite aus verfälschende, aus künstlerischer Freiheit heraus frei zusammen gewürfelte Fakten einfach auf sich beruhen lassen, zumal archäologisch relevante Darstellungen insgesamt nur einen kleinen Teil der Werbung mit Geschichte ausmachen? M. Seidenstricker (1995, 2) warnt zurecht davor: *„Unangemessen wäre es daher, diesen Komplex, der nur mehr locker oder gar nicht von den Ergebnissen der Geschichtswissenschaft geprägt ist, als Banalität außer acht zu lassen. Auch Geschichtslegenden können zur wirkungsmächtigen gesellschaftlichen Kraft werden.“* Da Werbung kalkuliert präexistente Werthaltungen und Einstellungen instrumentalisiert, weist sie *„die Tendenz auf, auf*

allgemeine Verhaltensdispositionen und/oder -erwartungen zurückzugreifen.“ (Hermanns 1972, 273 zitiert nach Seidenstricker 1995, 4). Denn, wie zuvor gezeigt werden konnte, es ist nicht allein nur die Tatsache, dass hier und da eine Kleinigkeit vertauscht wird, sondern 1) dass fiktive Traditionen geschaffen werden und, was viel schlimmer ist, 2) dass kulturelle Evolution für politische Ziele missbraucht wird. Das Leben ist ein Wettbewerb und alle haben potentiell die gleichen Chancen. Aber haben wirklich alle die gleichen Chancen? In diesem Sinne gilt K. Kristiansens (1992, 3) Statement noch immer: *„At a time when school children are taught critical evaluation of the manipulation of information – from commercials to cartoons – archaeology has hardly begun to evaluate its own visual presentations, not to mention how images of the past are employed outside the realm of archaeology for political or other purposes.“*

Mythen, Ideologie und wissenschaftliche Verantwortung

Prähistorische Archäologie ist Produkt und nimmt gleichzeitig Einfluss auf die Ausformung historisch orientierter Wahrnehmung und damit auf das historische Verstehen, das seinerseits die Basis für soziopolitische Entscheidungen in der Gegenwart bildet. So ist es nicht verwunderlich, dass sich die Politik der Symbole der Vergangenheit bedient: z. B. M. Dajan (Der SPIEGEL 46, 1969, 246; territoriale Legitimierung s. a. Legendre 1999) Ende der 60er Jahre und nahezu dreißig Jahre später H. Clinton (Der SPIEGEL 32, 2000, 198). Während ersterer sich der eigenen Wurzeln besinnt und somit auf die Legitimation des israelischen Land-

14 Aus diesem Grund müssen wir auch davon ausgehen, dass in vorliterarischer Zeit kein wirklich statisches bzw. kein geschlossenes oder geschlossen operierendes Traditionssystem vorgelegen hat. Dieses ermöglicht aliteraren, segmentären Gesellschaften schnell und flexibel zu reagieren (vgl. Valjavec 1988, 472).

anspruchs abzielt, ist letztere stolz auf die nordischen Wurzeln Amerikas. Dabei beruft sich H. Clinton in einer Festansprache zum Jahrestag der Entdeckung Amerikas auf die Wikinger als die seefahrenden Pioniere Amerikas und sieht in den Drachenschiffen Analogien zur modernen Hochtechnologie. Nichtsdestotrotz sind die transatlantischen Entdeckungsfahrten der Nordmänner für die europäische (und amerikanische) Kulturgeschichte im Grunde genommen völlig bedeutungslos geblieben.

In diesen beiden Beispielen kommt der identitätsgebende Charakter archäologisch-historischer Forschung zur Geltung (s. a. Abdi 2001; Fuhrmann 1998, 116–119). Mit Blick auf die im Rahmen von Ausgrabungen gewonnenen, scheinbar unumstößlichen „Tatsachen“ ist es nicht verwunderlich, dass die prähistorische Archäologie sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts zu einem Kristallisationspunkt bei der Entstehung der Nationalstaaten entwickelte (z. B. Demoule 2001; Olivier 1998; 1999).

Als Ausdruck einer solchen Neukonstituierung von Identität sind z. B. auch die Bestrebungen der Europäischen Union zu sehen, ein gemeinsames archäologisches Erbe zu konstruieren, um das Fehlen einer paneuropäischen Mythologie zu überspielen. Deutliches Beispiel hierfür sind, neben den speziell geförderten und international gezeigten archäologischen Ausstellungen, die Euro-Geldscheine (Demoule 2001). Sie leiten Identität von gemeinsamen, aber fiktiven „Denkmälern“ ab.

Der Bodenfund als historisches Faktum, losgelöst von jeder Subjektivität, greift ungleich weiter. Er steht für den Ursprungsmythos einer nach ontologischen Wahrheiten strebenden Gesellschaft. Implizit oder explizit nahm und nimmt die archäologische For-

schung auf naturwissenschaftlichen Annahmen beruhende Einstellungen auf, die in Form eines gesamtgesellschaftlichen, im Zuge der individuellen Sozialisation erworbenen Konsenses die interpretativen Voraussetzungen determinieren: das abendländische Entwicklungsdenken.

In Deutschland kann hier vor allem E. Haeckel genannt werden (Sandmann 1995), dessen Wirken im Verbund mit anderen „Nachbarwissenschaften“ in der Ideologie des Dritten Reiches seinen radikalsten Ausdruck findet (Pollak 1990; s. a. Zmarzlik 1969). Das u. a. auf dem archäologischen Paradigma beruhende Wachstums- und Wettbewerbsdenken wird hier zum Motor gesellschaftlichen „Miteinanders“, das auf wissenschaftlicher Basis in Gewinner und Verlierer zu unterteilen hilft. Damit kann soziale Ungerechtigkeit, die nun bis hin zur zielgerichteten, industrialisierten Extinktion¹⁵ geht, zum ersten Mal wissenschaftlich begründet und gleichzeitig auch legitimiert werden. Die mit diesem Bewusstseinswandel einhergehenden gesellschaftlichen Veränderungen erklären auch die geradezu spontan wirkende Entstehung prähistorischer Forschung insbesondere in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Zusammenhang mit Industrieller Revolution und Imperialismus (s. a. Piggott 1937, 31).

Seit etwa den 1980er Jahren scheint die nationalistische Wirkung des archäologischen Paradigmas zumindest innerhalb der Gesellschaften der führenden abendländischen Wirtschaftsmächte obsolet zu werden. Denn Neoliberalismus und Globalisierung erfordern eine noch nie dagewesene Zukunftsorientierung jedes Individuums, das im Gegenzug im zunehmenden Maße seinen kollektivistischen Bezug verliert. Eine segmentierte bzw. tribalisierte oder gar

15 Das reicht von der Deklassierung der Mitmenschen zu Untersuchungsmaterial, wie in der Ausstellung „Vom Antlitz zur Maske – Wien • Weimar • Buchenwald 1939“ auf brutale Art und Weise verdeutlicht wurde (Schillermuseum Weimar 22. Mai bis 4. Juli 1999) bis hin zu der Rassehygienegesetzgebung im Dritten Reich (s. a. Gould 1983).

überindividualisierte Wettbewerbsgesellschaft braucht andere Mythen, als die im 19. Jahrhundert entwickelte, sich auf archäologische Befunde berufende gesellschaftliche Kontinuität. Der nun gültige gesellschaftliche Rahmen setzt voll auf inner- und extragesellschaftlichen Wettbewerb, den der französische Soziologe P. Bourdieu in einem Interview mit R. Leick als „räuberischen Kapitalismus“ bezeichnet: *„Der Neoliberalismus ist eine Eroberungswaffe, er verkündet einen ökonomischen Fatalismus, gegen den jeder Widerstand zwecklos erscheint. Er ist wie Aids: Er greift das Abwehrsystem seiner Opfer an.“* Mit Blick auf die Politiker sagt Bourdieu weiterhin: *„Sie bedienen sich schamlos eines Vokabulars der Freiheit, des Wohlstands für alle; dabei unterwerfen sie sich selbst und ihre Bürger den derart von ihren Fesseln befreiten Kräften der Ökonomie.“* Und mit Blick auf die Verantwortung der Medien: *„Sie haben dazu beigetragen, eine wirtschaftliche und soziale Entwicklung, die vor zehn Jahren nur wie eine mögliche Zukunft erschien, als **eine zwangsläufige darzustellen**“* (Bourdieu in Der SPIEGEL 29, 2001, 120)

Dieser Vorwurf P. Bourdieus ist aber nur zum Teil berechtigt, denn die Medien können sich implizit und explizit nicht zuletzt auf die „wissenschaftlichen Ergebnisse“ prähistorischer Forschung berufen. Kulturelle, wirtschaftliche usw. Entwicklung wird hier im Sinne einer gesamtgesellschaftlichen Teleologie als zwangsläufig aufstrebend dargestellt (vgl. Coppens 2002, Titelfeld). Das Bild ist gesellschaftlich so stark, dass sich in den letzten Jahrzehnten der Euphemismus des Minuswachstums eingebürgert hat.

Um die gesellschaftliche Relevanz prähistorischer Forschung zu verdeutlichen sei an dieser Stelle beispielhaft auf ein Interview von F. Lüth mit dem SPIEGEL verwiesen. Hierin bezeichnet er die Ertebølle-Kultur im Verhältnis zu den benachbarten, „fortschrittlichen“ Ackerbau treibenden Gesellschaften

als „retardierende Gruppe“ (Lüth in Der SPIEGEL 36, 2004, 138), die sich gegen eine neue Wirtschafts- und Lebensweise gesperrt habe. Damit wird die Auffassung von der Ertebølle-Kultur als alternative Form der Lebensführung nicht nur negiert, sondern nicht einmal in Erwägung gezogen. Welche dramatische Auswirkung das archäologische Paradigma in seiner gesellschaftlichen Auswirkung hat, zeigt sich bereits in dem auf das Lüth-Zitat folgenden Artikel, der den gesellschaftlichen Leistungsdruck auf amerikanische Studenten behandelt: *„KARRIERE: Früher Kampf ums Dasein“* (Der SPIEGEL 36, 2004, 139).

Was aber macht Tüchtigkeit aus? Wer ist/sind der/die Beste(n)? Sind es die Industrienationen bzw. der monetäre Erfolg des Einzelnen? Zweifel sind auch hier angebracht. Denn im Kern dieser Missdeutung von evolutionsbiologischem „Erfolg“ im **Kampf ums Dasein** steht die von H.-G. Zmarzik (1969, 147) als Ungleichheitsdogma bezeichnete Beugung wissenschaftlicher Tatsachen zu Gunsten gesellschaftlicher Ziel- oder Leitbilder: der innergesellschaftliche Wettbewerb. Denn nur hier können sich die „Besten“ dem viktorianischen Missverständnis folgend entgegen aller evolutionsbiologischen Logik, die ihrerseits lediglich den jeweils eigenen Gen-Eintrag bzw. die Fähigkeit nachwuchszeugungsfähigen Nachwuchs zu zeugen bemisst, durchsetzen. H.-G. Zmarzik bezeichnet die sich aus dem Vulgärdarwinismus ergebenden sozialen Implikationen zurecht als einen moralischen Nihilismus. Denn die Rechtfertigung von gesellschaftlichem Handeln schwankt hier zwischen den Polen radikaler Ausmerzung z. B. rassistisch/biologischer Minderwertiger und der Auslese der Hochwertigen im Sinne einer gesellschaftlichen oder weltweiten Elite.

Dessen ungeachtet ist ein allumfassendes Naturgesetz vom **Kampf ums Dasein** hingegen wissenschaftlich nicht begründbar. Das

gilt sowohl für die Biologie, die ihrer wissenschaftlichen Verantwortung nachkommt und dieses Problem seit langem thematisiert, als auch für die Prähistorische Archäologie, die diese Problemstellung noch immer kaum erkannt hat. Aber genau hier liegt die wissenschaftlich-moralische Verantwortung prähistorischen Forschens, deren Außen-

wirkung geradezu eine Archäologie der Ersten suggeriert. Denn archäologische Forschung greift nicht nur auf präexistente Werthaltungen zurück, sie hilft darüber hinaus auch im Zuge des inzwischen weltweiten Anpassungsprozesses bei deren Konstituierung und Konsolidierung.

Literatur

- Abdi 2001: Kamyar Abdi, Nationalism, Politics, and the Development of Archaeology in Iran. *Am. Journal Arch.* 105, 2001, 51–76.
- Agnew/Demas 2000: N. Agnew/M. Demas, Rettung der Hominiden-Spuren von Lartoli. *Spektrum der Wissenschaft Dossier, Die Evolution des Menschen* 3, 2000, 22–31.
- Altner 1981: G. Altner, Einleitung, Darwinismus und Darwinismus. In: G. Altner, *Der Darwinismus: Die Geschichte einer Theorie. Wege der Forschung* 49 (Darmstadt 1981) 1–4.
- Bowler 1995: P. J. Bowler, Herbert Spencers Idee der Evolution und ihre Rezeption. In: E.-M. Engels, *Die Rezeption von Evolutionstheorien im 19. Jahrhundert* (Frankfurt/Main 1995) 309–325.
- Casimir 1993a: M. J. Casimir, Das Brot der frühen Jahre, Die Zwänge der Ernährung und ihr Einfluß auf Kulturrevolution und Kulturwandel. *Arch. Inf.* 16/1, 1993, 20–31.
- Casimir 1993b: M. J. Casimir, Mitwelt oder Umwelt. *Kulturökologie im Spannungsfeld zwischen Romantik und Wissenschaft. infoemagazin* 1, 1993, 22–26.
- Coppens 2002: Y. Coppens, Lucys Knie. Die prähistorische Schöne und die Geschichte der Paläontologie (München 2002).
- Demoule 2001: J.-P. Demoule, Ancient archaeological cultures and modern nations. In: P. F. Biehl/A. Gramsch/A. Marciniak (Hrsg.), *Archaeologies of Europe. History, Methods and Theories*. Tübinger Archäologische Taschenbücher 3 (Münster, New York 2001) 133–143.
- Eco 1987: U. Eco, Welt als Text – Text als Welt. Vom klassischen zum modernen Gebrauch von Symbol und Allegorie. In: U. Eco, *Streit der Interpretationen*. Konstanzer Bibliothek 8 (Konstanz 1987) 15–29.
- Edgerton 1994: R. B. Edgerton, Trügerische Paradiese. Der Mythos von den glücklichen Naturvölkern (Hamburg 1994).
- Eldredge/Tattersall 1982: N. Eldredge/I. Tattersall, *The Myths of Human Evolution* (Columbia 1982).
- Fuhrmann 1998: H. Fuhrmann, Überall ist Mittelalter. Von der Gegenwart einer vergangenen Zeit³ (München 1998).

- Gould 1983: S. J. Gould, *Der falsch vermessene Mensch* (Basel, Boston, Stuttgart 1983).
- Gould 1992: S. J. Gould, *Die Entdeckung der Tiefenzeit. Zeitpfeil oder Zeitzyklus in der Geschichte unserer Erde* (München 1992).
- Gould 1998: S. J. Gould, *Leitern und Kegel: Einschränkungen der Evolutionstheorie durch Kanonische Bilder*. In: R. B. Silvers (Hrsg.), *Verborgene Geschichte der Wissenschaft* (München 1998) 47–77.
- Gould 1999: S. J. Gould, *Illusion Fortschritt. Die vielfältigen Wege der Evolution* (Frankfurt/Main 1999).
- Grimes 1997: M. Grimes, *Inspektor Jury schläft außer Haus* (Reinbek bei Hamburg 1997).
- Hay/Leakey 1982: R. L. Hay/M. D. Leakey, *Die versteinerten Fußspuren von Laetoli*. In: B. Streit (Hrsg.), *Evolution des Menschen. Beiträge aus Spektrum der Wissenschaft* (Heidelberg 1995) 50–57; Orig. *Spektrum der Wissenschaft* 4, April 1982.
- Härke 1993: H. Härke, *Vergangenheit und Gegenwart*. In: S. Wolfram/U. Sommer (Hrsg.), *Macht der Vergangenheit – Wer macht Vergangenheit. Archäologie und Politik. Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas 3* (Wilkau-Hasslau 1993) 3–11.
- Henke 2004: W. Henke, *Zur Entwicklung der Paläanthropologie im 20. Jahrhundert: Von der Narration zur hypothetiko-deduktiven Forschungsdisziplin*. Vortrag im Rahmen der Tagung *Anthropologie nach Haeckel. Ideen, Institutionen, Strukturen*. Veranstaltet vom E.-Haeckel-Haus und der Senatskommission zur Aufarbeitung der Jenaer Universitätsgeschichte im 20. Jahrhundert vom 22. bis zum 24.01.04 (in Vorbereitung).
- Herrmanns 1972: A. Herrmanns, *Sozialisation durch Wirtschaftswerbung in den Massenmedien*. *Publizistik* 3, 1972, 269 ff.
- Kristiansen 1992: K. Kristiansen, „The strength of the past and it's great might“; An essay on the use of the past. *Journ. European Arch.* 1, 1992, 3–32.
- Leroi-Gourhan 1984: A. Leroi-Gourhan, *Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst* (Frankfurt/Main 1984³).
- Lewontin 1988: R. C. Lewontin, *Anpassung*. In: *Evolution. Die Entwicklung von den ersten Lebensspuren bis zum Menschen. Mit einer Einführung von Ernst Mayr* (Heidelberg 1988) 33–40.
- Maynard Smith 1993: J. Maynard Smith, *The Theory of Evolution* (Cambridge 1993).
- Markl 1986: H. Markl, *Mensch und Umwelt, Frühgeschichte einer Anpassung*. In: H. Rössner (Hrsg.), *Der ganze Mensch* (München 1986) 29–46.
- Mayr 1988: E. Mayr, *Teleologisch und teleonomisch: eine neue Analyse*. In: *Eine neue Philosophie der Biologie* (München, Zürich 1988) 51–86.
- Monod 1976: J. Monod, *Zufall und Notwendigkeit* (München 1976⁴).
- Nicholas 2001: G. P. Nicholas, *On representations of Race and Racism*. *Current Anthr.* 40, 2001, 140–142.

- Olivier 1998: L. Olivier, Aux origines de l'archéologie française. *Ant. Nat.* 30, 1998, 185–195.
- Peipp/Springer 1997: M. Peipp/B. Springer, Edle Wilde, Rote Teufel. Indianer im Film (München 1997).
- Piggott 1937: St. Piggott, Prehistory and the Romantic Movement. *Antiquity* 11, 1937, 31–38.
- Pittendrigh 1958: C. S. Pittendrigh, Adaptation, natural selection and behavior. In: A. Roe/G.G. Simpson (Hrsg.), *Behavior and Evolution* (New Haven/Conn. 1958) 390–419.
- Pollak 1990: M. Pollak, Rassenwahn und Wissenschaft (Frankfurt/Main 1990).
- Riedl 1981: R. Riedl, *Biologie der Erkenntnis. Die stammesgeschichtlichen Grundlagen der Vernunft* (Hamburg 1981).
- Ross 2000: S. Ross, Mythology as an Indicator of Cultural Change. Hunting and Agriculture as Reflected in North American traditions. *Anthropos* 95, 2000, 433–443.
- Sandmann 1995: J. Sandmann, Ernst Haeckels Entwicklungslehre als Teil seiner biologischen Weltanschauung. In: E.-M. Engels, *Die Rezeption von Evolutionstheorien im 19. Jahrhundert* (Frankfurt/Main 1995) 326–346.
- Seidensticker 1995: M. Seidensticker, Werbung mit Geschichte. Ästhetik und Rhetorik des Historischen. *Beiträge zur Geschichtskultur* 10 (Köln 1995).
- Sommer 1993: U. Sommer, Der ruhmreiche Krieg der Geschichte gegen die Zeit. In: S. Wolfram/U. Sommer (Hrsg.), *Macht der Vergangenheit – Wer macht Vergangenheit. Archäologie und Politik. Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas 3* (Wilkau-Hasslau 1993) 13–18.
- Valjavec 1988: F. Valjavec, *Wege der Tradition* (Tübingen 1988).
- Vogel 1983: C. Vogel, Biologische Perspektiven der Anthropologie: Gedanken zum Theorie-Defizit der biologischen Anthropologie in Deutschland. *Zeitschr. Morph. Anthr.* 73, 1983, 225–236.
- Vollmer 1988a: G. Vollmer, Was können wir wissen? Beiträge zur Evolutionären Erkenntnistheorie 1. Die Natur der Erkenntnis (Stuttgart 1988).
- Vollmer 1988b: G. Vollmer, Was können wir wissen? Beiträge zur Evolutionären Erkenntnistheorie 2. Die Erkenntnis der Natur (Stuttgart 1988).
- White 1995: R. White, Bildhaftes Denken in der Eiszeit. In: B. Streit (Hrsg.), *Evolution des Menschen* (Heidelberg 1995) 166–172.
- Wilson 1997: E. O. Wilson, Der Wert der Vielfalt. Die Bedrohung des Artenreichtums und das Überleben des Menschen (München 1997) 263–295.
- Wolf 1994: E. R. Wolf, Perilous ideas: Race, culture, People. *Current Anthr.* 35, 1994, 1–12.
- Zmarzlik 1969: H.-G. Zmarzlik, Zum Sozialdarwinismus in Deutschland – Ein Beispiel für den gesellschaftspolitischen Missbrauch naturwissenschaftlicher Erkenntnisse. In: G. Altner (Hrsg.), *Kreatur Mensch. Moderne Wissenschaft auf der Suche nach dem Humanum* (München 1969) 147–156.

Autogamie als Mittel der Erkenntnis? Migrationsarchäologie und die Frage, wie die Prähistorische Archäologie zu ihren Deutungen kommt

**Eine Rezension der Arbeit von Marc Andresen,
Studien zur Geschichte und Methodik der archäologischen Migrationsfor-
schung. Münster: Waxmann Verlag 2004.**

von Stefan Burmeister

Migration ist fester Bestandteil des menschlichen Verhaltensrepertoires, dies sowohl in den historischen Epochen als auch in der Gegenwart. Eine Reihe von wissenschaftlichen Disziplinen befassen sich mit Migrationen und haben eine inzwischen unüberschaubare Fülle thematischer Publikationen hervorgebracht. Doch die Prähistorische Archäologie ist hiervon weitgehend auszunehmen. Auch wenn Migration ein gängiges Erklärungsmuster für kulturellen Wandel in prähistorischen Zeiten ist, ist eine theoretisch-methodische Behandlung des Phänomens bislang kaum erfolgt. Die archäologischen Quellen stellen ein großes Handicap dar, räumliche Verbreitungsmuster auf erfolgte Wanderungen zurückzuführen, in Abgrenzung etwa zu Handel oder Diffusion. Die ureigene Quellenproblematik unseres Faches konfrontiert uns mit Problemen, die bislang nicht zufrieden stellend behandelt, geschweige denn gelöst worden sind. Migration als vielfach angebrachtes Erklärungsmodell für die beobachteten Verbreitungsmuster prähistorischer Realien ist mehr eine axiomatische Setzung als eine wirkliche Erklärung der beobachteten Phänomene. Man möchte meinen, der archäologischen Migrationsforschung fehle das Handwerkszeug, Wanderung als kulturgeschichtliches Phänomen zu untersuchen.

Die nun vorliegende Dissertation von Marc Andresen *Studien zur Geschichte und Metho-*

dik der archäologischen Migrationsforschung ist deshalb unbedingt zu begrüßen, ist sie doch die erste monographische migrationsarchäologische Arbeit, die sich eben nicht nur mit den zu interpretierenden Phänomenen, sondern vor allem der Grundlage ihrer Interpretation befasst. Bereits im ersten Satz seiner Einleitung umreißt Andresen sein Vorhaben: nämlich aufzuzeigen, wie Wissenschaftsgeschichtsschreibung als Instrument zur Entwicklung von Methodologien genutzt werden kann (S. 17). Dieses Vorhaben, im Laufe der Arbeit mehrfach bekräftigt, wird auf S. 36 noch etwas umfassender formuliert: „Wissenschaftsgeschichtsschreibung als Instrument zur Entwicklung theoretischer und methodologischer Konzepte“. Damit beschreitet Andresen zwei Felder, die unsere besondere Aufmerksamkeit verdienen.

Zunächst der konkrete Anlass seiner Arbeit: die von ihm erkannte defizitäre Migrationsarchäologie, die scheinbar ohne die notwendigen wissenschaftlichen Voraussetzungen zu Werke geht, in dem es ihr an qualifizierten methodischen und theoretischen Konzepten fehle. Es sei nur am Rande bemerkt, dass diese Kritik im anglophonen Sprachraum bereits in den 1960er und 70er Jahren geäußert wurde – und hier verabschiedete man sich weitgehend vom „Migrationismus“: Wanderung wurde fortan nicht mehr als Erklärung für einen kulturellen Wandel

herangezogen. Doch auch hier ist es in den letzten 10–15 Jahren zu einem Meinungswandel gekommen, so dass Wanderungen wieder Gegenstand der Erforschung sind. Die noch aus der Zeit der *New Archaeology* oder *Processual Archaeology* nachhallende Kritik an den fragwürdigen Grundlagen der Migrationsarchäologie führte in den neueren Arbeiten zu einer eingehenden Begründung ihrer methodisch und theoretischen Grundlagen. Da sich Andresen jedoch ausschließlich mit dem deutschen Sprachraum befasst, bleiben diese Ansätze unberücksichtigt. Das soll uns erstmal nicht weiter stören, ist man doch dankbar, dass diese Diskussion überhaupt geführt wird, und sollte Andresen sein Ziel erreichen, methodische und theoretische Konzepte zu entwickeln, die der Migrationsarchäologie taugliches Werkzeug an die Hand geben, dann wäre ihm mit seiner Arbeit der große Wurf gelungen. Der Schlüssel hierzu ist für Andresen die Wissenschaftshistorie, mit der er sich auf das zweite Feld begibt, das von allgemeinem disziplinären Interesse ist. Er verfolgt einen Ansatz, mit dem nicht nur Forschungsgeschichte rekapituliert wird, sondern neue Ansätze für die weitere Forschung erzielt werden sollen. Das, was er am Beispiel der Wanderungsforschung herausarbeitet, gibt den Blick frei auf allgemeine Umstände wissenschaftlicher Erkenntnisgewinnung – und vor allem: die Arbeit eröffnet auf vortreffliche Weise die Diskussion, wie wir in der Archäologie zu Modellen kommen, mit denen wir versuchen, prähistorische Strukturen und Prozesse zu fassen und zu erklären. Diese Diskussion trifft ins Herz des archäologischen Wissenschaftsverständnisses und soll über die Besprechung dieser Arbeit hier aufgegriffen werden.

Die gegenwärtige Geschichtsschreibung in der Prähistorischen Archäologie ist – so wie von Marc Andresen skizziert – nicht geeignet, die formulierten Ziele zu verfolgen.

Diese Geschichtsschreibung basiert letztlich nur auf einer Verlaufsgeschichte des akkumulierten Wissenszuwachses. Da einer derartig deskriptiven Wissenschaftsgeschichte eine Fortschrittslogik innewohnt, diene sie in erster Linie dazu, so der Philosoph Mittelstraß, herrschende Lehrmeinungen durch den Verweis auf historische Entwicklungen zu rechtfertigen; Möglichkeiten einer Reorganisation wissenschaftlicher Prozesse seien so preisgegeben (S. 20).

Anders dagegen eröffnet die historische Epistemologie des französischen Wissenschaftshistorikers Gaston Bachelard diese Möglichkeiten, zielt sie doch nicht auf eine progressive Verlaufsgeschichte, sondern eine kritische Begriffsgeschichte, die es erlaubt „irrtümliche und die Forschung behindernde Termini aufzudecken und zu beseitigen“ (S. 459). Das Instrumentarium zur Herausarbeitung und Kenntlichmachung solcher Begriffe besteht aus den heuristischen Prinzipien des *Erkenntnishindernisses* sowie des *epistemologischen Profils* (siehe S. 39–48).

Als Erkenntnishindernisse werden all die Faktoren verstanden, die dem Vor-Wissen entstammen und als Einstellungen, Bilder, Metaphern und Analogien aus der unmittelbaren Erfahrungswelt des Forschenden dessen Zugang zu den zu untersuchenden Tatbeständen beeinträchtigen. Die Erkenntnishindernisse gründen sowohl im zeitspezifischen Kontext des Forschers wie auch in seinen individuellen psychologischen Dispositionen. Die Überwindung der Erkenntnishindernisse – die Voraussetzung für neue Erkenntnis – führt zum *epistemologischen Bruch*. Erst dieser Bruch bringt nach Bachelard den wissenschaftlichen Fortschritt (S. 48). Fortschrittshemmend sind somit die Erkenntnishindernisse, deren Grundstruktur über das epistemologische Profil charakterisiert ist. Dieses ist immer nur in Bezug auf spezifische Begriffe oder Konzepte zu betrachten und hat auch nur für

den einzelnen Wissenschaftler Gültigkeit. Bachelard weist fünf verschiedene Wissenschaftsphilosophien aus, anhand derer sich die psychologische Wirkung im Erkenntnisvollzug bestimmen lässt: Naiver Realismus, Klarer Empirismus, Einfacher Rationalismus, Vollständiger Rationalismus und Surrealismus. Bei diesen Philosophien handelt es sich um Denk- und Erfahrungssysteme zur Erschließung realer Tatbestände. Jedes dieser Systeme birgt ihm eigene Erkenntnishindernisse, die auf spezifische Weise die Inhalte wissenschaftlicher Begriffe prägen. Welche der Philosophien zum Tragen kommt, wird stark durch individuell-biographische Aspekte des Wissenschaftlers bestimmt.

Die heuristischen Prinzipien Bachelards leiten Andresen in seiner Untersuchung migrationsarchäologischer Forschungsansätze, mit dem Ziel „eine Methoden- und Theoriegeschichte der Erforschung prähistorischer Wanderungen zu schreiben, in der vor allem die Irrtümer und ihre Wesenszüge aufgezeigt werden sollen, mit denen die bisherigen Forschungsansätze behaftet sind. Zugleich wird auf diese Weise ein Hinweis darauf gegeben, wie die die Forschung behindernden Irrtümer überwunden werden können“ (S. 71).

Den ersten Teil der Zielvorgaben versucht Andresen in einer umfassenden Textanalyse einzulösen (S. 70–271). Es geht um Forschungsgeschichte, und diese ist auch bei Andresen zunächst Ordnung und Untergliederung des Forschungsgegenstands. Er unterscheidet im Wesentlichen vier Stufen der Urgeschichtsforschung. Mit der Romanistik setzt eine methodische Grundlegung des Faches sowie eine intensivierte Sammlung des Quellenstoffes und dessen zeitliche Ordnung ein. Mit der zweiten Hälfte des 19. Jhs. beginnt der wissenschaftliche Positivismus und die Herrschaft des anthropologisch-evolutionistischen Paradigmas, das in Deutschland eng mit der Person Rudolf

Virchows verknüpft ist. Um 1900 wird dieses Paradigma zugunsten des kulturhistorischen aufgegeben. Es erfolgte ein epistemologischer Bruch, der zu einer Verlagerung des Forschungsgegenstandes von der Entwicklung menschlicher Kultur hin zu einer Identifizierung einzelner Völker und die Untersuchung ihrer Geschichte führte. Einer der herausragendsten Protagonisten dieser Richtung war Gustaf Kossinna. Mit dem 09. Mai 1945 beginnt das postnationalsozialistische Zeitalter, das – wie die anderen Stufen auch – noch weiter untergliedert wird: in die Zeit bis 1970, die vorrangig durch eine antiquarische Forschung geprägt ist, die Jahre 1970–1980, in der eine theoretische Grundlegung der archäologischen Forschung beginnt, und die Jahre 1980–1995 (dem zeitlichen Ende der Betrachtung), in denen – möchte man, Andresens Beschreibung folgend, sagen – eigentlich auch nichts anderes gemacht wurde als in der vorangehenden Phase. Die Ausweisung der letzten beiden Phasen scheint eher ein Kunstgriff zu sein, da Andresen sich im Fortgang der Arbeit besonders auf Arbeiten aus den 1980er Jahren bezieht.

Überhaupt lässt sich eine deutlich mangelnde Stringenz dieses chronologischen Systems nicht übersehen. Die vorrangig antiquarische Forschung in Deutschland quantitativ wie auch qualitativ um 1970 abgelöst zu sehen, entspricht kaum dem Werdegang des Faches, und Forschern der ersten Nachkriegsphase wie K. Narr, U. Fischer, G. Kossack und R. Hachmann – um nur einige zu nennen – theoretische wie methodische Abstinenz zuzusprechen, ist nicht zulässig; zumal Rolf Hachmann in der begriffskritischen Analyse Andresens z. T. vorteilhafter abschneidet als Wissenschaftler jüngerer Generation. Man fragt sich auch, wieso an anderer Stelle die Jahre 1980–1995 als eine Zeit typologischer und struktureller Ansätze ausgewiesen werden

(S. 200 ff.) – womit ausschließlich Arbeiten von H. W. Böhme und V. Bierbrauer gemeint sind –, wo Hachmann doch in Andresens Bewertung mit seinen früheren Arbeiten bereits einen „strukturell-soziologischen“ (S. 173) und „systemisch-strukturellen“ Ansatz verfolgte (S. 268). Und wer würde nicht sagen, dass typologische Ansätze sich als Rückgrat der empirischen Analyse durch alle Zeiten ziehen.

Migration ist in allen genannten Stufen der Prähistorischen Archäologie als Gegenstand der Forschung wie auch als Erklärungskonzept fest verankert. Doch erst mit der kulturhistorischen Stufe wird das Wanderungskonzept zum beherrschenden Paradigma und etablieren sich methodische Prinzipien zur Erforschung von Wanderungen, weshalb Andresen seine kritische Analyse auch erst mit diesem forschungsgeschichtlichen Abschnitt ansetzt. Man würde nun erwarten, dass das vorgelegte Gliederungsschema mehr ist als eine Einteilung der Forschungsgeschichte in 50-Jahresschritten. Die zeitspezifische Einbettung der untersuchten Forschungsarbeiten ist mitunter jedoch nicht ersichtlich. Gelingt es Andresen etwa am Beispiel Kossinnas, dessen Lehrmeinungen auf spezifische historische Konstellation zurückzuführen und daraus auch entscheidende Erkenntnishindernisse Kossinnas abzuleiten, wird das bei jüngeren Archäologen gar nicht erst versucht. Hier scheitert Andresen zwangsläufig an der Quellenlage: ist z. B. Kossinna als historische Person sehr gut untersucht, fehlen annähernd vergleichbare Untersuchungen zu den Wissenschaftlern der Nachkriegszeit. Im Wesentlichen stützt Andresen seine forschungsgeschichtliche Untersuchung auf die migrationsarchäologischen Arbeiten von Gustaf Kossinna, Rolf Hachmann, Horst Wolfgang Böhme und Volker Bierbrauer. Doch allein schon die Arbeiten von Hachmann und Böhme fügen sich nicht so recht

ein in das gegebene System fachlicher Entwicklung, sind sie – und hier folgen wir der Bewertung Andresens – offensichtlich zeituntypisch: Böhme deutlich antiquarischer, Hachmann methodisch-theoretischer. Wie weit hilft ein Ordnungssystem, das zwei von vier Fallbeispielen nicht treffend charakterisiert?

Die Stärke der Arbeit liegt in jedem Fall in der Analyse methodologischer Konzepte zur Erforschung prähistorischer Wanderungen (S. 162–271) – dies vorrangig am Beispiel der vier oben genannten Archäologen. Andresen seziert akribisch die migrationsarchäologischen Arbeiten und mikroskopiert ihre methodologischen und theoretischen Ansätze. Er orientiert sich an den für die Forschung zentralen Konzepten zum Nachweis von Wanderungen, zur Erforschung der mit Wanderungen verbundenen Prozesse wie Akkulturation sowie einiger forschungsgeschichtlich relevanter Begriffe wie Ethnos bzw. Volk, Kultur und Diskontinuität. Seine Kritik an diesen Ansätzen ist meist klar, bisweilen etwas spitzfindig herausgearbeitet, und in einzelnen Punkten ist ihm auch nicht zu folgen. So etwa, wenn er Hachmann vorhält, dass sein Nachweis einer zurückgebliebenen Restbevölkerung anhand keramischer Stilelemente nicht trage, da diese viel zu sehr Modeströmungen unterworfen seien und deshalb sich nicht eigneten, soziale Gruppen zu fassen. Ethnographische und archäohistorische Belege unterstreichen jedoch durchaus die Bedeutung von Keramik als ethnischer Marker (z. B. Chilton 1998; Dietler/Herbich 1998). Nach Andresen sei der Nachweis zurückgebliebener Restbevölkerung nur mit „Quellenmaterial möglich, durch das soziales Gemeinschaftshandeln zum Ausdruck komme, wie etwa bei Grab- und Hortfunden“ (S. 229) – eine von ihm nicht belegte Behauptung, die mit der seit über 20 Jahren andauernden Diskussion, wie soziale Identitäten sich kul-

turell manifestieren (z. B. Stark 1998), nicht konform geht.

Der deutschsprachigen prähistorischen Migrationsforschung attestiert Andresen eine relative Begriffslosigkeit. Eine Auseinandersetzung über die zentralen Begriffe und Konzepte habe nicht stattgefunden, sieht man mal von der Debatte über die Begriffe „Volk“ und „Kultur“ in der kulturhistorischen Stufe und dem von Hachmann entwickelten Kulturbegriff ab. Für die untersuchten Begriffe erstellt Andresen epistemologische Profile, die vornehmlich durch die Denkrichtung des Klaren Empirismus sowie des Einfachen Rationalismus geprägt seien. Allein wiederum der Kulturbegriff von Hachmann wäre hiervon auszunehmen. Damit wiederum, so Andresen, sei „die prähistorische Migrationsforschung in erster Linie durch das realistische Erkenntnishindernis blockiert“ (S. 267). Basieren der Empirismus, der die Erfahrung zur Erkenntnismaxime erhebt, und der Einfache Rationalismus, der auf apriorischen Konzepten aufbaut, letztlich in der Intuition des Wissenschaftlers, wertet Bachelard den in diesen Denkrichtungen wurzelnden Realismus als Instinkt, der sich einer kritischen Überprüfung entziehe. Ein weiteres Merkmal des „realistischen Hindernisses“ sei neben der Faktengläubigkeit des Positivismus das „Festhalten an irrigen Traditionen“, was den epistemologischen Bruch erschwere.

Das Festhalten an irrigen Traditionen zeige sich am deutlichsten an Kossinnas Volksbegriff, der auf die Romantik zurückgeht, und der damit verbundenen ethnischen Deutung, die bis in die Gegenwart ein in der prähistorischen Migrationsforschung praktiziertes heuristisches Prinzip ist (S. 243 ff.; 269).

Mit seiner Analyse legt Andresen einen Finger auf die offene Wunde der Prähistorischen Archäologie, die sich vor langer Zeit als eigenständige Wissenschaft konstituiert

hat und als solche gewissen wissenschaftlichen Grundregeln verpflichtet sein sollte. Die Offenlegung und damit Diskursfähigkeit der eigenen erkenntnisleitenden Prinzipien sollte auf jeden Fall dazu gehören. Es ist die Bringschuld eines jeden Wissenschaftlers und die Unterlassungssünde der Prähistorischen Archäologie, diese Anforderung im Großen und Ganzen nicht eingelöst zu haben. Andresen zeigt hier, zwar nicht immer in klaren, aber auf jeden Fall deutlichen Worten, ein zentrales Manko der deutschsprachigen Archäologie auf. Da sich in der inhaltlichen Bestimmung schwammige Konzepte sowie nicht explizit ausgeführte forschungs- und erkenntnisleitende Begriffe einer kritischen Bewertung entziehen – von einer Fundamentalkritik einmal abgesehen –, unterminieren sie jede wissenschaftliche Auseinandersetzung. Ohne diese ist wirklicher Erkenntnisfortschritt nur schwer zu erreichen, die Bestätigung des Bestehenden wird die Regel sein.

Andresen diagnostiziert der Prähistorischen Wanderungsarchäologie im Bereich ihrer wissenschaftlichen Grundlegung einen mangelhaften und wissenschaftshistorisch überkommenen Zustand, der deswegen so besorgniserregend ist, da bis in die Gegenwart der Andresenschen Betrachtung (1993) keine spürbare Besserung erkennbar scheint.

Der kritischen Bestandsaufnahme folgt der zweite Teil der selbst gestellten Zielvorgabe: die Überwindung der Erkenntnishindernisse und die Entwicklung theoretischer und methodologischer Konzepte zur archäologischen Erforschung von Wanderungen (S. 272–458). Um ein zentrales Manko der bisherigen Forschung – die relative Begriffslosigkeit – zu überwinden, versucht Andresen eine inhaltliche Bestimmung der für die Migrationsforschung zentralen Begriffe (S. 281–350). Dies vollzieht Andresen an den Begriffen „Ethnos“, „Kultur“ und „Akkul-

turation“ sowie dem Geschichtsbegriff als Grundlage prähistorischer Forschungen. Die inhaltliche Begriffsbestimmung erfolgt über aus Ethnologie und Soziologie entlehnte Konzepte. Eine wirkliche Diskussion und Überprüfung der zunächst fachfremden Begrifflichkeiten und Konzepte gibt es jedoch nicht; meist hat Andresen einen Kronzeugen, dessen Ansätze extensiv referiert werden.

Die leider deutliche Schwäche seiner Vorgehensweise kann hier nur exemplarisch dargestellt werden. Für die Erarbeitung eines archäologischen Kulturkonzeptes bedarf es – so Andresen – einer Kenntnis der „Grundstrukturen kultureller Subsysteme traditioneller Gesellschaften“ (S. 305–341), die er vornehmlich aus einer Monographie des Soziologen Friedrich Tenbruck von 1986 sowie verschiedenen Arbeiten des Ethnologen Richard Thurnwald aus den 1930er Jahren zu gewinnen sucht. Kaum ein Lebensbereich ist ausgelassen, der nicht durch lehrbuchartige Sätze beschrieben wird. Und es verwundert schon in einer Arbeit von 2004 zu lesen, dass „die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung mit den physiologischen Unterschieden von Mann und Frau [zusammenhängt]: Die häufigen Schwangerschaften und die daraus resultierende Kinderpflege haben für die Frauen zur Folge, dass sie ein ortsgebundeneres Leben führen müssen als die Männer. ... Dagegen übernehmen die Männer u. a. die mehr körperliche Anstrengungen erfordernden Tätigkeiten, wie etwa die des Rodens.“ So eine kommentarlos von Thurnwald übernommene Textpassage aus dem Jahre 1932; ähnliche Verlautbarungen ließen sich zwanglos hinzufügen.

Begriff und Konzept der Akkulturation wird ausschließlich mit Arbeiten von Thurnwald aus den Jahren 1932 und 1935 erarbeitet (S. 341–350). Andresen übernimmt dessen Modell einer in vier Phasen erfolgenden Akkulturation. In diesem kommt es in der

ersten Phase zu einer „so überwältigende[n] Wirkung auf die betreffende Gruppe“, dass eine „gewisse Unterwerfung und Ehrfurcht, wie man sie einem übernatürlichen Wesen entgegenbringt“, die Folge ist. Die zweite Phase ist z. B. durch „ein gewisses Minderwertigkeitsgefühl der Menschen gegenüber dem Fremden und Neuen charakterisiert“ (S. 346). Was Thurnwald hier und für die letzten beiden Phasen in ähnlichem Duktus beschreibt ist der koloniale Kontakt zwischen indigener Bevölkerung und den Weißen. Nicht nur ist hier eine historisch spezifische Situation beschrieben, auch sind die Wahrnehmungen und Beschreibungen Thurnwalds nicht ideologiefrei zu sehen. Andresen lässt hier wie an vielen anderen Stellen jede kritische Distanz zu seinen Informanten vermissen.

Richard Thurnwald, 1905 Mitbegründer der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene, war in Deutschland einer der profiliertesten Vertreter einer auf dem Rasse-Gedanken basierenden und für kolonialpolitische Belange zu nutzenden Völkerkunde. In seinem Buch „Koloniale Gestaltung. Methoden und Probleme überseeischer Ausdehnung“ von 1939 entwickelte er das Modell eines zeitlosen Apartheidsregimes. Er sah es als ausdrückliche Notwendigkeit an, dass Deutschland wieder Kolonialmacht zu sein habe, und plante den reibungslosen Ablauf der Umsetzung wirtschaftlicher Interessen Deutschlands in den angestrebten Kolonien. Die Ethnologie war hierbei das Mittel, das Arbeitskräftepotenzial der Kolonialiserten einzuschätzen und planbar zu machen. Thurnwalds ideologische Position sowie seine in vielen Aussagen wie der folgenden – „Obwohl die Neger in statischer Beziehung ausgezeichnete Beobachter von Objekten oder Geschehnissen sind, fällt es ihnen schwer, sich zu einer Verbesserung ihrer Feldbaumethode zu entschließen, etwa Reis zu pflanzen oder zum Anbau von Kartoffeln

überzugehen ...“ (Thurnwald 1939, 367) – hervorspringende Einstellung seinem ethnologischen Forschungsgegenstand gegenüber lassen – im Andresenschen Sinne – in Bezug auf Akkulturationsprozesse deutliche Erkenntnishindernisse erkennen.

Brandmarkte Andresen Kossinnas germanophilen Rassismus als Erkenntnishindernis (S. 214–217), so müssten die wesensverwandten ideologischen Grundeinstellungen Thurnwalds zu einem ebensolchen Urteil führen. Thurnwalds Akkulturationsmodell ist auf einem heute nicht mehr haltbaren Boden gewachsen und ist ein deutliches Produkt der ideologischen Dispositionen dieses Wissenschaftlers. Es ist hier der Vorwurf an Andresen zu richten, die eigenen wohl vertrauten Quellen mit einer sorgfältigen Kritik zu überziehen, jedoch die nun als Alternative geforderten Konzepte aus einer ihm offensichtlich fremden Disziplin kritiklos zu übernehmen und hier nicht die gleiche wissenschaftliche Sorgfalt walten zu lassen. Gleiches gilt für einen weiteren seiner zentralen Informanten: den Ethnologen Wilhelm Mühlmann. Dessen wissenschaftliche Andienung seiner Forschungen an die Ziele der nationalsozialistischen Machthaber (siehe etwa Michel 1995) erfordern auch hier eine kritische Bewertung der von ihm übernommenen Informationen. Es ist offensichtlich, dass Andresens Auswahl und Rezeption seiner fachfremden Referenzen ohne Rücksichtnahme auf die Diskurse der Disziplinen erfolgte, die er für die Erarbeitung seiner methodologischen und theoretischen Grundlage bemüht.

Im weiteren Fortgang der Generierung methodischer und theoretischer Ansätze unternimmt Andresen den Bestimmungsversuch, welche menschlichen Verhaltensweisen und Daseinsbedingungen zur Entstehung der archäologischen Quellen geführt haben könnten – eine Annäherung, die zur Entwicklung weiterer heuristischer Prinzipien

und letztlich zu einer Theorie der archäologischen Quellen führen soll. In Bezug auf Siedlung, Bestattung und Tracht wendet er sich wiederum der Ethnologie und Soziologie zu, um diese Begriffe und die mit ihnen verbundenen menschlichen Verhaltensweisen zu beleuchten (S. 350–380). Auch hierbei bezieht Andresen sich ausschließlich auf eine handvoll deutschsprachiger Autoren, die zum Thema zur Rede gestellt werden. So erfahren wir durch den Ethnologen Klaus E. Müller, dass „es in Ortschaften keine angemessenere Wohnstätte für die führenden Persönlichkeiten der Siedlungsgemeinschaft“ gäbe als den Dorfplatz, wobei ihre Behausungen imposanter und aufwendiger gestaltet seien (S. 355). Ob diese Aussage für einen bestimmten Gesellschaftstyp gilt oder es gar eine universelle Beobachtung sein soll, bleibt verschlossen. Durch den Kulturosoziologen Alois Hahn wiederum erfahren wir, dass „in primitive Gesellschaften es die Toten der höheren sozialen Ränge [sind], die sich von den übrigen Mitgliedern der Gemeinschaft durch andere Bestattungsriten abheben“ (S. 367). Das sind nur einzelne Beispiele, die jedoch treffend zeigen, wie zweidimensional die Vielfalt menschlicher Kulturäußerungen bei Andresen abgebildet wird.

Das ist insofern bedenklich, als die monolithischen und kaum Zwischentöne dulden den Aussagen zur Untersuchung archäologischer Befunde herangezogen werden. Für die Erforschung prähistorischer Wirtschafts- und Gesellschaftsordnungen sowie Akkulturationsprozesse erörtert Andresen einige – wie er selbst urteilt – „z. T. äußerst erkenntnisfördernde heuristische Prinzipien“ (S. 382–406). Hier tauchen die Lehrsätze des vorangehenden Abschnittes wieder auf, indem sie nun quasi als Tatsachen-Modelle auf den archäologischen Befund übertragen werden. So stoßen wir z. B. wiederum auf das Zentralitätsprinzip, nach dem Siedlung

gen aufgebaut zu sein scheinen, und lernen: „Je weiter entfernt die Behausungen vom Zentrum liegen, desto niedriger ist der soziale Rang ihrer Bewohner“ (S. 394). Wenn Andresen dieses Kapitel abschließt mit den Worten: „Mit den vorstehenden methodologischen Erörterungen sind nun die Grundlagen für die Entwicklung einer Methodologie zur Erforschung prähistorischer Migrationen gelegt“ (S. 406), so kommen ernste Zweifel auf. Die ethnologisch und soziologisch konstruierten Allaussagen reduzieren in ihrer Übertragung auf die Prähistorie die Komplexität urgeschichtlicher Gesellschaften auf eine schematische Umrisszeichnung, die den archäologischen Befund nur in einer Erscheinungsform abbilden kann. Als heuristisches Mittel zur Untersuchung scheinen sie denkbar ungeeignet, da im Falle der häufig zu erwartenden Falsifizierung keine alternativen Deutungsangebote zur Verfügung stehen.

Dienten die bisherigen Ausführungen Andresens zur Vorbereitung der Erarbeitung einer Methodologie zur Untersuchung prähistorischer Wanderungen, so kommt er im letzten Abschnitt zum Kulminationspunkt seiner Arbeit: die Methodologie, die er in Grundzügen umreißt und mit der nun der archäologischen Forschung das nötige Rüstzeug an die Hand gegeben werden soll. Seine methodologischen Ansätze basieren auf dem von Everett S. Lee gegebenen theoretischen Bezugsrahmen. 1966 veröffentlichte der Soziologe seine „Theory of Migration“ – Andresen folgt der deutschen Übersetzung. In knappen Formulierungen umriss Lee wesentliche Aspekte des Wanderungsprozesses, die zwar für eine Vielzahl von Wanderungsbewegungen gültig sind, die er aber ausdrücklich als Thesen verstanden wissen wollte (Lee 1966, 49). Das wird bei Andresen so jedoch nicht mehr deutlich. Im Folgenden entwickelt Andresen Prinzipien zum Nachweis von Migrationen

(S. 412–430), zur Erforschung der Struktur von Auswandergruppen (S. 430–431), zum Nachweis von Immigrationen (S. 432–444), zur Erforschung der Struktur von Immigrantenverbänden (S. 443–444) und zur Akkulturation im Zielgebiet einer Migration (S. 444–458). Diese Abschnitte enthalten wegweisende Passagen, etwa in der Diskussion demographischer Kriterien für den Wandernachweis. Dennoch entbehren auch diese Ausführungen mitunter einer argumentativen Treffsicherheit. So etwa, wenn die ausgewiesenen demographischen Kriterien an einem archäologischen Fallbeispiel vorgeführt werden. Andresen bedient sich des kaiser- bis völkerwanderungszeitlichen Gräberfeldes von Süderbrarup in Schleswig-Holstein (S. 418), das seit langem als Friedhof einer Auswandererpopulation gedeutet wird – wobei auf diesem Friedhof natürlich die zurückgebliebenen Bevölkerungsteile bestattet sind. Zeigt die Migrationsempirie, dass hauptsächlich adulte Männer wandern, wäre auf so einem Gräberfeld ein höherer Anteil an Frauen zu erwarten. Dem anthropologischen Bearbeiter folgend wertet er in diesem Sinne den Anstieg des Frauenanteils von 20 auf 28 % als Beleg für eine Abwanderung. Nur: bei diesem Gräberfeld handelt es sich um eine geschlechtsspezifische Nekropole, die ausschließlich oder vorrangig Männern vorbehalten war. Der ausgewiesene Frauenanteil liegt innerhalb der methodischen Fehlerspanne bei der Geschlechtsbestimmung von Leichenbrand. Auch wenn hier doch einige Frauen – die allerdings nicht über ihre Beigaben nachgewiesen werden konnten – bestattet sind, handelt es sich bei dieser Nekropole in keinem Fall um einen repräsentativen Querschnitt der Lebendpopulation. Das geschlechtsspezifische demographische Argument läuft in dieser konkreten Anwendung deshalb ins Leere.

Es gibt eine Reihe weiterer argumentativer Irrläufer, auf die hier nicht im Einzelnen eingegangen werden kann. Der bereits an anderen Stellen offenkundig gewordene Hang zur Verabsolutierung äußert sich auch in diesem Teil. Zur Rekonstruktion der demographischen Zusammensetzung ist der Frauen-Männer-Anteil zu bestimmen, was – fehlen anthropologische Analysen – über die Grabbeigaben zu erfolgen hat. Die Einträge im Hoops Reallexikon zu „Fibel und Fibeltracht“ animieren Andresen zu folgender Feststellung: „Versucht man einmal, eine überregionale und zeitübergreifend geltende Regel aufzustellen, so ergibt sich folgender Sachverhalt: Bei Gräbern ohne Fibel oder mit einer Gewandspange handelt es sich tendenziell um Männerbestattungen, bei Grablegen mit zwei und mehr Fibeln tendenziell um Frauengräber“ (S. 427). Welchen Wert hat diese Feststellung? Jenseits der Allgemeinplätze keine! Zahlreiche regionale Studien zeigen, dass diese Regel so nicht anwendbar ist. Diese Aussage ist vor ihrer Anwendung an den Gräberfeldern der Untersuchungsregion jeweils erst zu bestätigen. Wiederum werden wir mit einer Allaussage konfrontiert, die als Forschungsanleitung denkbar ungeeignet ist, da sie den „anderen“ Fällen keinen Spielraum lässt.

Auf einen letzten Punkt möchte ich kurz eingehen. Einen Großteil seiner Arbeit hat Andresen der Kritik bestehender Ansätze gewidmet, alle wurden als ungenügend ausgewiesen. Es verwundert deshalb, dass die inkriminierten Vorgehensweisen in Andresens eigener Argumentation durchaus wieder zur Anwendung kommen. So gilt für ihn eine Herkunftsregion als erwiesen, wenn ein Vergleich des potenziellen Aus- und Einwanderungsgebietes eine Identität in der Kombination der in Gräber gelangten Waffen und Trachtbestandteile ergeben hat (S. 442). Hachmann argumentierte ebenso,

doch maß Andresen dem kein sehr großes Gewicht bei (S. 222). In einem seiner wenigen archäologischen Fallbeispiele wendet Andresen das von Thurnwald entlehnte Akkulturationsmodell auf das völkerwanderungszeitliche Gräberfeld von Castel Trosino in Italien an (S. 453–457). Die Akkulturation vollzieht er vornehmlich an Fibeln und Nadeln nach, die zudem auch noch ethnisch konnotiert werden; ein Vorgehen, für das H. W. Böhme stark gerügt wurde (S. 201–204) und das Andresen als generelles Erkenntnis-hindernis wertet (S. 269). Böhme traf die Kritik des „positivistischen Faktengläubigen“ (S. 240), der eine Gleichsetzung von Kultur und Ethnos betreibt (S. 203, 241). Am Schluss der Arbeit steht die Schlussbetrachtung (S. 459–475), in der Andresen bilanziert, dass er seine Zielvorgaben erreichen konnte (S. 459).

Ist diese Bilanz wirklich positiv? Ich möchte hier ausdrücklich der Generallinie seiner Kritik der referierten Ansätze wie auch der groben Richtung des von ihm vorgeschlagenen Lösungsweges zustimmen, dennoch weist dieser derart deutliche Mängel auf, dass eine positive Bilanzierung schwer fällt. Es ist erstaunlich, dass Andresen sich an den traditionellen Ansätzen abarbeitet und dabei bereits vorhandene Arbeiten, die einen anderen Weg beschreiten, ignoriert. Die Arbeiten von Gebühr werden lobend und als wegweisend genannt, aber nicht besprochen. Ebenfalls vermisst man zahlreiche weitere Arbeiten, die in den Jahren 1995–2000 erschienen sind, und die ausdrücklich einen Weg beschreiten, der dem von Andresen sehr ähnlich ist. Er senkt seinen Blick bei einem Bearbeitungsstand von 1993, was bei einer 1998 angenommenen und 2004 überarbeitet vorgelegten Dissertation kaum verständlich ist. Ihm sind diese Arbeiten bekannt, da er auf den entsprechenden Tagungen anwesend war, in diesem Rahmen selbst publiziert – was

auch Eingang in seine Literaturliste gefunden hat – oder diese Arbeiten kommentiert hat (siehe in Burmeister 2000). Die lebhaft diskutierte Diskussion im englischsprachigen Raum wird komplett ausgeblendet (zum Einstieg siehe ebd.). Die Prähistorische Archäologie ist eine Diskussionswissenschaft, dennoch hat man den Eindruck, dass Andresen sich selbst genug ist und den Stein der Weisen alleine finden oder einen ungerechtfertigten Prioritätsanspruch für seinen Ansatz begründen will.

Auch die von ihm bemühte Ethnologie und Soziologie sind Diskussionswissenschaften, weswegen man sich nicht in fachfremden Disziplinen bedienen sollte, ohne die Diskussion dieser Fächer zu rezipieren. Damit würde vollkommen deren Komplexität und die des jeweiligen Untersuchungsgegenstandes ignoriert werden. Zumal spricht man etwa der Ethnologie hohn, wenn man ihr unterstellt, dass sie nicht über den Stand der Nazizeit hinausgekommen ist – ein Blick in jede Fachbibliothek zeigt, dass etwa zu Akkulturation ein beträchtlicher Bestand neuerer Literatur vorliegt: Thurnwald sollte aus den verschiedenen, dargelegten Gründen nicht die erste und einzige Wahl sein. Da Andresen in seinem eigenen Ansatz zeigt, dass solche entlehnten Modelle die archäologische Forschung anleiten und deren Ergebnisse deuten helfen sollen, kann man nur davor warnen, Modelle zu übernehmen, deren Hintergrund man nicht kennt.

In einer weiteren zentralen Einschätzung irrt Andresen vollkommen. Er selbst tritt an zu zeigen, wie man Wissenschaftshistorie zur Entwicklung einer Methodologie nutzen kann, wie er mehrfach selbst sagt: „Wissenschaftsgeschichtsschreibung als heuristisches Instrument“. Das ist sie jedoch nicht und kann sie auch nicht leisten. Die eingehende Behandlung seiner Arbeit sollte auch den propagierten Erkenntnisweg aufzeigen. Es sollte deutlich geworden sein, dass die

wissenschaftshistorische Analyse zwar die Erkenntnisthürhindernisse aufzeigen konnte, aber nicht deren Überwindung. Hierzu bediente sich Andresen fachfremder Konzepte: ein Schritt, der sich nicht von selbst aus der kritischen Untersuchung als unzureichend empfundener Ansätze ergibt. Die Lösung der von Andresen angesprochenen archäologischen Forschungsprobleme liegt in anderen kulturwissenschaftlichen Disziplinen und nicht in der geschichtlichen Aufarbeitung des eigenen Faches. Doch genauso verfährt er im Grunde ja auch selbst.

Und genau hier liegt die eigentliche Stärke der Arbeit. Wie allerdings auch andere vor ihm, betont Andresen die Notwendigkeit, theoretische Konzepte aus anderen kulturwissenschaftlichen Disziplinen zu entlehnen. Das ist ein entscheidender Punkt in der Wissenschaftslogik der Prähistorischen Archäologie. Als kulturgeschichtliche Disziplin ist sie eine hybride Wissenschaft. Sie hat entwickelte Methoden zur Gewinnung, Aufbereitung und Einordnung ihres ureigenen Quellenstoffes, den archäologisch erschlossenen Befunden und Realien. Aussagen zum gesellschaftlichen Handeln des prähistorischen Menschen, das diese Quellen erst entstehen lässt, sind ihr nur eingeschränkt möglich. Mit den Handelnden ist auch die Handlung verschwunden, übrig ist alleine die tote Materie. Da es keinen geradlinigen Bezug zwischen den einstigen Handlungen und dem archäologischen Befund bzw. dem Fundobjekt gibt, erschließen sich erstere nicht von selbst, sondern müssen rekonstruiert werden. Dafür fehlt jedoch der Prähistorischen Archäologie das notwendige methodische und theoretische Rüstzeug – was ihren eigenständigen Wissenschaftscharakter deutlich einschränkt. Es ist üblich, dieses Manko durch Allgemeinerfahrungen der eigenen Lebenswelt auszugleichen, doch das ist – wie Andresen zu Recht monierte – ein Vor-Wissen, und

damit ist dieser Weg wissenschaftlich nicht haltbar.

Allein solche Kultur- oder Gesellschaftswissenschaften, deren Untersuchungsgegenstand der eigenen Anschauung zugänglich ist, können hier weiterhelfen. Sie alleine erlauben die systematische Erforschung menschlicher Verhaltensweisen und kultureller Äußerungen, und nur sie informieren auf einer wissenschaftlich begründeten Basis über die Bereiche, die uns über die archäologische Überlieferung nicht erschließbar sind. Ohne etwa ethnologisch oder soziologisch inspirierte Konzepte ist es der Prähistorischen Archäologie kaum möglich, der urgeschichtlichen Vergangenheit jenseits bloßer Objekterkundung ein menschliches Antlitz zu geben. Das immer wieder aufgeworfene Problem der zeit- und kulturübergreifenden Analogisierung ist zwar generell

gegeben, jedoch keine adäquate Replik auf den hier propagierten Ansatz. Die oftmals postulierte antiquarische Selbstbescheidung wird auch von ihren Vertretern ständig durchbrochen, da auch sie den archäologischen Befund über das rein Materielle hinausgehend ausdeuten, doch dieses ohne entsprechende Konzepte auf Basis der vorwissenschaftlichen eigenen Erfahrungswelt, die wiederum – das versteht sich von selbst – eine zeit- und kulturübergreifende Analogie darstellt. Es gibt für die Prähistorische Archäologie keinen Weg, der nicht über die anderen kulturwissenschaftlichen Fächer läuft. Diese Erkenntnis muss im Selbstverständnis unseres Faches fest verankert sein, und Disziplinen wie Ethnologie, Soziologie und Demographie – um hier nur einige zu nennen – sollten ihren festen Platz in Lehre und Forschung haben.

Literatur

- Burmeister 2000: St. Burmeister, *Archaeology and Migration. Approaches to an Archaeological Proof of Migration*. *Current Anthr.* 41, 2000, 539–567.
- Chilton 1998: E. S. Chilton, *The Cultural Origins of Technical Choice: Unraveling Algonquian and Iroquoian Ceramic Tradition in the Northeast*. In: Stark 1998, 132–160.
- Dietler/Herbich 1998: M. Dietler/I. Herbich, *Habitus, Techniques, Style: An Integrated Approach to the Special Understanding of Material Culture and Boundaries*. In: Stark 1998, 232–263.
- Lee 1966: E. S. Lee, *A Theory of Migration*. *Demography* 3, 1966, 47–57.
- Michel 1995: U. Michel, *Neue ethnologische Forschungsansätze im Nationalsozialismus? Aus der Biographie von Wilhelm Emil Mühlmann (1904–1988)*. In: Th. Hauschild (Hrsg.), *Lebenslust und Fremdenfurcht. Ethnologie im Dritten Reich* (Frankfurt/Main 1995) 141–167.
- Stark 1998: M. T. Stark (Hrsg.), *The Archaeology of Social Boundaries* (Washington 1998).
- Thurnwald 1939: R. Thurnwald, *Koloniale Gestaltung. Methoden und Probleme überseeischer Ausdehnung* (Hamburg 1939).

Innovationsfeindlichkeit und „Image of limited good“: Zum Topos des Konservativismus archaischer Gesellschaften

von Nils Müller-Scheeßel

Im allgemeinen Verständnis gelten archaische Gesellschaften, mit denen für den allergrößten Teil der Urgeschichte zu rechnen ist, als zumeist konservativ und wenig innovationsfreudig. Gerade im archäologischen prähistorischen Befund sind jedoch kleinere und größere technologische und sozio-kulturelle Umwälzungen eine ständig zu beobachtende Erscheinung. Wie lässt sich dieser inhärente Widerspruch erklären? Ist er lediglich darin begründet, dass durch den zwangsläufig stark grobchronologischen archäologischen Blickwinkel Innovationen quasi „komprimiert“ und deshalb in relativ ungebrochener Abfolge erscheinen? Dies mag teilweise zutreffen, ändert jedoch nichts daran, dass die „Unwandelbarkeit“ archaischer Gesellschaften als Topos entlarvt wird. Es stellt sich allerdings die Frage, wo dieser Topos herrührt.

Zumindest eine Teilerklärung dürfte in der häufig implizit oder explizit als Modell herangezogenen bäuerlichen Gesellschaft europäischer Prägung liegen, die vermutlich gerade nicht ethnologisch vorgeprägten Wissenschaftlern als Modell einer archaischen Gesellschaft sowohl räumlich als auch kulturell besonders „nahe“ ist. Tatsächlich stellen diese europäischen Bauerngesellschaften aber nur einen Teil eines wesentlich komplexeren Sozialgeflechts dar: Bei ihnen handelt es sich – verallgemeinernd gesprochen – um die typischen Vertreter einer Gesellschaftsform, die als „*peasant society*“ bezeichnet wird (Foster 1961a, 1173 mit Fn. 2). *Peasant societies* sind durch

landwirtschaftliche Subsistenzwirtschaft einerseits und Einbettung in überregionale Märkte und urbane Zentren andererseits geprägt.¹ Nach einer einflussreichen Theorie von G. M. Foster (1965; s. a. 1961b) herrscht bei *peasants* das „Image of limited good“ vor, nach dem die Gesamtzahl der zur Verfügung stehenden Güter und Waren begrenzt ist und Akkumulation bei einem Individuum automatisch auf Kosten der übrigen Individuen gehen muss. Demnach handelt es sich bei der Anhäufung selbst von bescheidenen Reichtümern in der Vorstellung der *peasants* um ein Nullsummenspiel: Was der eine gewinnt, muss der andere verlieren. Diese Idee führt dazu, dass der Dorfalltag nicht etwa durch Kooperation geprägt ist, sondern durch scharfe Konkurrenz zwischen den Dorfmitgliedern bzw. Haushalten. Sofern eine Familie tatsächlich Zugewinne zu verzeichnen hat, gibt es nur zwei Strategien, um die Missgunst der übrigen Dorfbewohner und soziale Sanktionen abzuwenden: 1. sie negiert die Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage (was über längere Zeiträume naturgemäß kaum durchzuhalten ist); 2. sie neutralisiert ihren Zugewinn durch übermäßige rituelle Ausgaben, z. B. durch das Ausrichten aufwendiger Feiern anlässlich von Taufe, Hochzeit oder Tod, was *de facto* redistributive Züge trägt (Wolf 1957). Das ausrichtende Individuum gewinnt dadurch zwar an Prestige hinzu, doch wird dies paradoxerweise als für das allgemeine Sozialgefüge unbedenklich angesehen (Foster 1965, 305). Offensicht-

1 Ausführlich zu Theorien „bäuerlicher Wirtschaft“: Rössler 1997, 37 ff. (dort auch zur Übersetzung von „peasant“ mit „Bauer“).

lich ist das durch das Ausrichten derartiger öffentlicher Feste erlangte Prestige – um mit P. Bourdieu (1976, 335 ff.) zu sprechen: das symbolische Kapital – nicht in andere Formen des Kapitals umwandelbar. Ruft man sich die externe Einbindung einer *peasant society* ins Gedächtnis, so ist dies auch nicht weiter erstaunlich: Die Dörfer sind weder wirtschaftlich noch politisch selbstständige Einheiten, sondern letztlich von den überregionalen Märkten bzw. der Zentralgewalt abhängig. Damit sind auch die Möglichkeiten, Prestige in politische Macht umzuwandeln, beschränkt, und der Anreiz, sich wirtschaftlich zu verbessern, tendiert gegen Null. Wirtschaftliche Stagnation ist das fast zwangsläufige Resultat, und auch Innovationen sozio-kultureller Art dürften es in einem solchen Klima schwer haben, sich durchzusetzen. Aus dieser Perspektive ist das Beharrungsvermögen und die Innovationsfeindlichkeit von *peasant societies* nur folgerichtig.²

Für die meisten Abschnitte der Urgeschichte fehlen jedoch alle Hinweise auf eine vergleichbare starke Zentralgewalt mit entsprechender Administration und Infrastruktur oder überregional dominante Märkte. Zumindest in Mitteleuropa sind *peasant societies* weitgehend eine Erscheinung des

Mittelalters und der Neuzeit und aus einer speziellen historischen Konstellation heraus entstanden. Auf diese mittelalterlichen bzw. frühneuzeitlichen europäischen bzw. kolonialisierten außereuropäischen bäuerlichen Gesellschaften trifft demnach eine Charakterisierung als *per se* konservativ zu. Eine Verallgemeinerung dieser Charakterisierung auf alle archaischen Gesellschaften und damit auf prähistorische Verhältnisse, wie sie häufig vorgenommen wird, ist jedoch sehr fragwürdig. Da *peasant societies* zwischen der „Vorstellung begrenzter Güter“ und einer politisch und ökonomisch dominierenden Zentralmacht gefangen sind, taugen sie nicht als Vorbild, wenn es darum geht, prähistorische ökonomische oder sozio-kulturelle Prozesse zu erklären, auch und gerade, soweit sie kleinräumig begrenzt werden. Dafür muß man sich an anderen Gesellschaftstypen orientieren.

Die vorgebrachten Überlegungen sind keineswegs als generelle Ablehnung von Analogien und Analogiebildung misszuverstehen. Sie zeigen jedoch, dass bei der Übertragung gewisser Sachverhalte Vorsicht angebracht ist und u. U. auch das weitere sozio-kulturelle Umfeld unbedingt berücksichtigt werden muss.

2 Die hier vorgetragene Darstellung ist selbstverständlich stark vereinfachend. Für eine ausführlichere Diskussion der historischen Bedingungen der Formung von *peasant societies* und den sich daraus ergebenden Konsequenzen s. Wolf 1957.

Literatur

- Bourdieu 1976: P. Bourdieu, Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft (Frankfurt/Main 1976).
- Foster 1961a: G. M. Foster, The Dyadic Contract: A Model for the Social Structure of a Mexican Peasant Village. *Am. Anthr. N. S.* 63, 6, 1961, 1173–1192.
- Foster 1961b: G. M. Foster, Interpersonal Relations in Peasant Society (with Comments by Oscar Lewis and Julian Pitt-Rivers). *Human Organization* 19, 1961, 174–184.
- Foster 1965: G. M. Foster, Peasant Society and the Image of Limited Good. *Am. Anthr. N. S.* 67, 1965, 293–315.
- Rössler 1997: M. Rössler, Der Lohn der Mühe: kulturelle Dimensionen von ‚Wert‘ und ‚Arbeit‘ im Kontext ökonomischer Transformation in Süd-Sulawesi, Indonesien. *Göttinger Stud. Ethn.* 3 (Münster 1997).
- Wolf 1957: E. R. Wolf, Closed Corporate Peasant Communities in Mesoamerica and Central Java. *Southwest. Journal Anthr.* 13, 1, 1957, 1–18.

VIII Nordic Theoretical Archaeology Group

20–23 April 2005 in Lund, Schweden

Website: <http://www.ark.lu.se/conferences/conference.asp?id=3&lang=eng>

Auch das noch

Dank der grundlegenden Forschungen der letzten Jahre zu prähistorischen Merkhilfen astronomischer Phänomene (z. B. Menghin 2000; May 2002) ist deutlich geworden, dass es sich bei zahlreichen Objekten – insbesondere der Bronzezeit – um Träger von Zahlensymbolik und Kalendarien handeln könnte. Ähnliche Beobachtungen lassen sich auch auf Gegenständen der zeitgenössischen materiellen Kultur machen.

Dazu wählte Verf. einen handelsüblichen, industriegefertigten Massageball aus. Es handelt sich dabei um ein ballartiges Gebilde aus rotem Kunststoff, das mit insgesamt 208 Noppen ausgestattet ist, die bei fachgerechtem Gebrauch ihre massierende Wirkung entfalten. Möglicherweise sollen die Noppen aber auch dazu dienen, den Ball aufzuhängen und so als Visier- und Lothilfe für größerdimensionierte astronomische Geräte nutzbar zu machen (vgl. Kerner 2001).

Uns interessiert an dieser Stelle jedoch vor allem die vom Designer gewählte Anordnung der Noppen. Genaues Hinsehen verrät uns nämlich, dass der Entwickler dieses Balles exaktes Wissen um gewisse Himmelsphänomene besaß und dieses Wissen wirkungs-

voll in die Aneinanderreihung der Noppen einbrachte: Zwei gegenüberliegende noppenfreie Stellen lassen sich zwanglos als die „Pole“ des Balles ansprechen; damit ist eine eindeutige Orientierung der Noppen möglich. So gesehen, ziehen sich konzentrische Kreise von Noppen spiegelbildlich jeweils um eine Hälfte des Balles. Insgesamt handelt es sich pro Hälfte um sechs Reihen zu 6, 12, 16, 21, 24 bzw. 25 Noppen. Selbst dem oberflächlichsten Betrachter

wird sofort der Bezug zu den Sonnenmonaten

(6 = halbes Jahr, 12

= ganzes Jahr)

auffallen. Zählt

man zudem

die erste

und die

fünfte bzw.

die zwei-

te und die

dritte Reihe

zusammen,

so erhält

man mit 28

bzw. 30 eine

gute Nähe-

rung der Länge

der Mondmonate.

Um der tatsächlichen

Länge der Mondmonate

von 29,5 Tagen Genüge zu tun,

muss man nur noch alle zwei Monate die

erste und letzte Reihe abzählen, um mit 31

Tagen einen Schaltmonat einzulegen. Die

Dauer eines Mondjahres von 354 Tagen

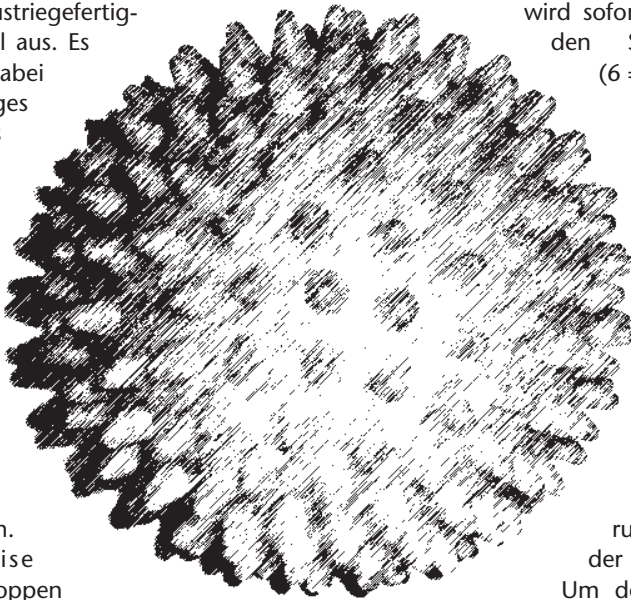
lässt sich somit genau reproduzieren. Auch

die ungefähre Dauer des Sonnenjahres

von 365 Tagen lässt sich leicht ermitteln,

wenn man zwölf mal (Anzahl der Monate!)

den äußersten und je einmal den zweiten,



fünften und sechsten Ring abzählt. Und zu guter Letzt: Der Ball enthält insgesamt – wie bereits betont – 208 Noppen. Dies entspricht exakt dem Viertel eines synodischen 832-Sonnenjahreszyklus à 365 1/4 Tage! Die arkane Zahlensymbolik dieses scheinbar so profanen Balles beginnt sich so allmählich zu enthüllen.

Insgesamt erweist sich der Ball – kenntnisreich eingesetzt – somit sowohl als ausge-reiftes Mond- wie auch als Sonnenkalenda-rium, ein lunisolares Meisterwerk!

Andererseits ... vielleicht ist es auch nicht mehr als nur ein Massageball ...

A. S. Trologus

Literatur

Kerner 2001: M. Kerner, Mondhörner: Urgeschichtliche Messgeräte. *Helvetia Arch.* 32, 127/128, 2001, 82–136.

Menghin 2000: W. Menghin, Der Berliner Goldhut und die goldenen Kalendarien der alteu-ropäischen Bronzezeit. *Acta Praehist. et Arch.* 32, 2000, 31–108.

May 2002: J. May, Das ‚Königsgrab‘ von Seddin. *Arch. Deutschland H.* 3, 2002, 8–15.